





Edition Corvey

Theodor Ernst

Verrath und Rache Oder: Die Räuber aus den Appenninen

Leipzig: Hartknoch 1824

Nachdruck der Erstausgabe
mit einem Nachwort
von Hartmut Steinecke

Belser Verlag

Der Räuberroman „Verrath und Rache“ spielt, wie das große Vorbild des Genres „Rinaldo Rinaldini“, in Italien, an bekannten Schauerorten und benutzt die verbreiteten Handlungsmuster und sprachlichen Klischees. Sehr ungewöhnlich und daher gattungsgeschichtlich interessant hingegen ist, wie das Nachwort von Hartmut Steinecke zeigt, die Einbeziehung historisch-politischer Gegenwartsereignisse – die Revolution der Carbonari gegen König Ferdinand von Neapel 1820/21 – und deren Behandlung im Geist der Restauration. Entgegen der Tradition, den Roman im allgemeinen als liberale Domäne zu behandeln und im Räuberroman den edlen Helden als Protestfigur gegen eine ungerechte Welt und eine korrupte Gesellschaft zu benutzen, tritt Ernst unverhüllt für das restaurative System und seine Wertvorstellungen ein. Der Roman ist damit eines der wenigen, bisher nicht bekannten Bespiele dafür, daß konservative Zugriffe auf die Gattung Roman bereits in der frühen Restaurationszeit zu finden sind.
„Verrath und Rache“ gehört zu den verschollenen Romanen des 19. Jahrhunderts, das Exemplar der Fürstlichen Bibliothek Corvey ist möglicherweise das einzige erhaltene.

Seltene und wertvolle Werke
aus der Fürstlichen Bibliothek Corvey
in Nachdrucken

Gesamtherausgeber
Rainer Schöwerling und Hartmut Steinecke
unter Mitwirkung von Klaus Barckow,
Universität Paderborn

Deutschsprachige Literatur
Herausgegeben von Norbert Oellers
und Hartmut Steinecke



Schloß Corvey im Weserbergland, bekannt als eine der bedeutendsten karolingischen Klostergründungen, beherbergt einen großen Schatz: die Fürstliche Bibliothek Corvey mit ihrer Sammlung aus dem 18. und 19. Jahrhundert

Die Bibliothek, die 1987 in das „Verzeichnis national wertvollen Kulturgutes der Bundesrepublik Deutschland" aufgenommen wurde, ist das Eigentum von Franz-Albrecht Metternich-Sandor, Prinz von Ratibor und Corvey. Sie besteht aus ca. 33 700 Werken in ca. 67 000 Bänden vor allem in deutscher, englischer und französischer Sprache, mit dem Schwerpunkt im frühen 19. Jahrhundert. Mehrere tausend dieser Werke sind nur noch in wenigen Exemplaren erhalten, zum Teil sind sie in keiner öffentlichen Bibliothek der Welt mehr nachweisbar.

In Zusammenarbeit von Wissenchaftlern mehrerer Universitäten, einem internationalen Beirat und der Universitätsbibliothek Paderborn mit dem Belser Verlag wird die Bibliothek wissenschaftlich erschlossen, katalogisiert und auf Mikrofiches aufgenommen. Außerdem werden seltene und wertvolle Bücher der Bibliothek in Nachdrucken neu herausgegeben.

Alle Veröffentlichungen aus den Beständen dieser Fürstlichen Bibliothek erscheinen in der Edition Corvey des Belser Verlages.

Theodor Ernst

Verrath und Rache
Oder: Die Räuber aus den Appenninen

Ein Gemälde aus Neapels letzter Schreckensperiode

Leipzig: J. F. Hartknoch 1824

Nachdruck der Erstausgabe
mit einem Nachwort
von Hartmut Steinecke

Belser Verlag

Verrath und Rache.

Oder:

Die Räuber aus den Appenninen.

Ein Gemälde

aus

Neapels letzter Schreckensperiode.

Von

Theodor Ernst.

Leipzig, 1824.
Bey Joh. Friedr. Hartknoch
in Commission.

Verrath und Rache.

I.

Der Marchese Ridolfo Motolesi lebte seit einiger Zeit in Rom, wohin ihn die Freundschaft zu einem jungen deutschen Maler gerufen hatte, welchen er auf seinen Reisen kennen lernte. Gleiches Streben nach Einem Ziele, dem der Meisterschaft in ihrer Kunst, hatte die jungen Männer einander zugeführt, gleiche Grundsätze und das Ineinanderschmelzen ihrer Temperamente, hatten einen unauflöslichen Bund zwischen ihnen gestiftet.

„Marietta! Marietta"! rief eines Tages Theobald dem flinken Mädchen in Ridolfos Wohnung nach „tesoro mio, ein Wörtchen nur"!

Marietta aber, vielleicht nur um den Lebenslustigen noch enger zu umgarnen, wich den dreisten Liebkosungen diesmal aus, flüchtete in's Kämmerlein, und rasch die Thür verriegelnd, steckte sie ihr schwarzes Lockenköpfchen durchs kleine Fenster, und fragte nach Theobalds Begehr.

„Ist der Marchese auf seinem Zimmer"? fragte Theobald.

Marietta entgegnete: Der Marchese sey spät nach Mitternacht erst heimgekommen, und habe heute sein Zimmer noch nicht öffnen wollen; man sey schon längst in Unruhe, es möchte ihm etwas zugestoßen seyn.

Theobald stürmte hinauf; Ridolfo's Zimmer war noch verschlossen.

„Rudolf, lieber Rudolf, öffne mir“! rief Theobald, aber drinnen blieb es still und stumm. Da eilte der besorgte Freund hinab zum Wirthe und kam mit dem Hauptschlüssel zurück, Ridolfo's Gemach zu öffnen.

Theobald trat ein. Bleich und in sich versunken saß der Marchese auf seinem Lager; einen zerdrückten Brief hielt er in seiner Rechten, neben ihm lag ein gespanntes Terzerol.

„Um Gott“! rief Theobald erschrocken, „Rudolf, was gehet mit Dir vor“?

Aber der Marchese antwortete nicht. Mit steigendem Kummer betrachtete Theobald eine Weile seinen unglücklichen Freund, dann ergriff er dessen Hand und sprach ermuthigend: „Rudolf, ermanne Dich, der Gerechte soll nicht zittern und zagen und der Weise soll nicht verzweifeln, denn für ihn giebt's kein Verderben“!

Ungestüm raffte Ridolfo sich empor: „doch," rief er mit bebender Stimme, „mein Verderben ist nah! Ein Druck, und — die Hölle jubelt."

„Was konnte so entsetzliche Gedanken in Dir wecken, rief Theobald erstaunend, was für Ereignisse haben Dich verwirrt? Oder — war Deine Weisheit Trug, war Deine Frömmigkeit nur Heucheley"?

„Ha bey Gott! man lernt fromm und weise seyn"! entgegnete der Marchese, „willst Du es bleiben, Theobald, so flüchte in die Einsamkeit, wo nie Dein Auge wieder einen Menschen sieht"!

„Rudolf, Rudolf! Du bist vom Zorne übermannt; ich ahne, Du ward'st betrogen."

„Betrogen! Um eine Kleinigkeit, die mir das Leben kostet! Tausend Zechinen nahm mir der Florentiner im betrügerischen Spiele, und die schöne Giacinta, die mir

Liebe heuchelte so lange dem saubern Domenico meine Börse offen stand, hat mit dem mir längst verhaßten spanischen Don Pedro dies Haus bezogen; nun, ich mußt' es ohnedem verlassen."

Neues Staunen bemächtigte sich Theobalds. „Wie"? rief er, „ein Verlust von tausend Zechinen betrübt den reichen Motolesi, und die Sinnenneigung zu einer schönen Dirne läßt ihn verzweifeln"?

„Ja ja verzweifeln"! rief Ridolfo wild lachend. „Sonst hätt' ich solchen Gram in Lacrymä ersäuft, aber für einen Bettler ist der nicht gewachsen"!

Der Marchese versank in dumpfes Schweigen, und seiner Hand entglitt das Schreiben. Theobald nahm es; es gab dem Freunde die ersehnte, aber traurige Aufklärung.

Ridolfos Oheim in Neapel, der sein Wohlthäter war von frühester Jugend an,

— denn Eltern hatte der Marchese nie gekannt, durch ein grausames Schicksal waren sie ihm früh geraubt — der, ohne Leibeserben, schon im Greisenalter, den Jüngling zum dereinstigen Besitzer seiner Güter eingesetzt, war als ein Oberhaupt der Carbonari angeklagt, sein ganzes so bedeutendes Vermögen war vom State eingezogen, und der biedre Greis in dem Castell St. Elmo festgesetzt.

„Wohl ahne ich es“, schrieb Ridolfos Freund, „welche Schurken den braven Dantolo ins Verderben stürzten; die Nemesis wird sie entlarven. Doch jetzt, Marchese, gebt mir Euer Wort, vorerst nicht in Neapel zu erscheinen. Einem Abgrunde würdet Ihr vielleicht entgegeneilen, aus welchem keine Rettung möglich wäre.“

„Und nun, was ist Dein Plan“? fragte Theobald nachdenkend. „Bedarfst

Du Geld, ich eile zum Grafen Hellburg und" —

„Halt"! donnerte der Marchese. „Kein Mensch soll's wissen vor meinem Tode, daß ich der Schuldner jenes Gauners blieb! Theobald, verlaß mich"; — fuhr Ridolfo bittend fort — „Heut' um Mitternacht komm wieder. Bis dahin lebe wohl, und erwähne meiner gegen Niemand."

„Rudolf, Rudolf"! rief Theobald, „und wenn's mein Leben kostete, ich wiche nicht von Dir"! In namenloser Angst suchte er das Mordgewehr dem Freunde zu entreißen; da knallte plötzlich das Terzerol — blutend sank Theobald zu Ridolfos Füßen nieder.

Besinnungslos sprang dieser zu seinem Säbel; aber im selben Augenblicke

stürmten, durch den Schuß herbeigeführt, Sbirren zur aufgestoßnen Thür herein, und führten den unglücklichen Marchese mit sich fort.

II.

In einem düstern Kerker fand sich Ridolfo wieder. Sein Lager war feuchtes Stroh, und ein zerlumpter Mantel seine Decke, die ihm vergönnt war sich zu erwärmen.

Die Schreckensbilder des Geschehenen dämmerten eben wieder furchtbar vor seinem Geiste auf, als ein Gefangnenwärter mit Brod und einem Wasserkruge zu ihm eintrat.

Des Mannes gutmüthiges Gesicht gab dem Marchese Muth ihn anzureden.

„Kennet ihr mich, und die Ursach meiner Gefangenschaft?“ fragte er den Alten.

„Mich kümmerts nicht“ entgegnete dieser, „was meine Gefangenen verbrochen haben, denn ich bin nicht ihr Richter; doch hab' ich wol vernommen, daß Ihr den deutschen Maler Theobald erschießen wollen.“

„Er lebt?“ rief der Marchese, und dankte auf den Knieen Gott für die Rettung seines Freundes; aber der Befreiung aus seinem Kerker sah er nicht mit Freudigkeit entgegen, denn in der Schande tiefsten Abgrund glaubte er sich jetzt hinabgeschleudert.

Die zehnte Nacht seit Ridolfo's Gefangennehmung mogte beinahe schon verstrichen seyn, als ein Geräusch hoch über seinem Haupte ihn aus der dumpfen Abspannung erweckte, in welche er versunken war, ohne daß der Schlaf seine müden Glieder erquickt hätte.

„Benedetto“! flüsterte von oben herab eine Stimme, „Benedetto, hast du der Fesseln dich entledigt, bist du bereit“?

Ein Strahl der Hoffnung blitzte in Ridolfo's Seele auf; er beschloß den günstigen Zufall zu benutzen, der die Befreier irre leitete, und an das Gitter seines Kerkers führte.

„Ich bin bereit“! rief er hinauf mit leiser Stimme.

Jetzt vernahm er deutlich, wie oben die Eisenstäbe seines Kerkerfensters durchgeschnitten wurden, und nach wenigen Minuten rief es abermals herab.

„Nun, Bruder Benedetto, wir sind fertig, befestige die Leine gut um deinem Leibe, aber säume nicht, in wenigen Minuten macht die päbstliche Soldatesca ihren Umgang.“

Der Marchese ward hinaufgezogen. Mit freudigem Ungestüm ward er oben

als Bruder Benedetto begrüßt; eiligst durchschritt man mehre Gassen Roms, schwang sich vor der Stadt auf bereitstehende Maulthiere, und als der Tag hereindämmerte, befand man sich ohnweit Frosinone in den Appenninen.

Bisher hatte Ridolfo mit dem Mantel welchen ihm seine Erlöser umgeworfen hatten, sein Gesicht bedeckt gehalten; aber endlich mußte er sich den Führern doch entdecken, welche, so wie der Tag heranbrach, ihren wortkargen Bruder Benedetto mit mißtrauischen Blicken zu betrachten anfingen.

Jetzt ließ er plötzlich die Mantelkappe von seinem Haupte sinken.

„Ah briccone“! brüllten Ridolfo's Befreier, und sahen sich erstaunt einander an; dann aber führten sie unter schallendem Gelächter den Marchese mit sich fort.

An einer elenden Hütte, am Ende des Städtchens, angelangt, kam ihnen ein schmutziges altes Weib mit widerlicher Freundlichkeit entgegen; als sie aber den Marchese erblickte, verzerrten sich ihre ekelhaften Züge, und mit geballten Fäusten rief sie wüthend: „Also diesen bringt Ihr statt meines Benedetto? Ha! warum sandte man auch Euch dummen Teufel zu solchem Unternehmen.“

„Geduld! Geduld! wir werden den Benedetto auch noch bringen“! entgegnete einer der Männer, beschwichtigte die Alte mit einigen Zechinen, und befahl herbeizuschaffen, was Küch' und Keller nur vermögten.

Als die Abenddämmerung hereingebrochen war, setzten Ridolfo's Befreier ihre Wandrung fort; gelassen folgte ihnen der Marchese, kein Wort kam über seine Lippen, aber fürchterlich stürmte

es in seinem Innern. Abenteuerliche Pläne bildeten sich in seinem Geiste, und in seinem Herzen kochte wohldurchdachte Rache.

Stets rauher wurden die Pfade in den Appenninen. Völlige Dunkelheit war hereingebrochen. Der Marchese, welcher jetzt mit jedem Augenblicke strauchelte, ward von seinen Führern fast getragen. Endlich, es mochte die Zeit der Mitternacht herangekommen seyn, da zündeten die Führer eine Fackel an.

Grausen erweckend war der Ort, wo Ridolfo in diesem Augenblicke stand, furchtbare Abgründe rechts und links, vor ihm ein brausender Waldstrom, hinter ihm unerklimmbare Felsen; er schauderte, er begriff nicht wie er an diesen Ort gekommen war. Der Führer beleuchtete rings mit seiner Fackel die

schreckliche Umgebung, dann schleuderte er sie plötzlich in den Abgrund.

Schwarze Finsterniß umgab den unglücklichen Marchese; „gehab' dich wohl!“ scholl aus der Ferne eine Stimme, und seine Befreier waren in der Dunkelheit verschwunden.

Der Schlaf, der selbst dem Unglücklichsten eine Zeitlang seine Schmerzen lindert und seinen Kummer in Vergessenheit versenkt, hatte eben auch Ridolfo's Augen zugedrückt, als dieser seinen Namen nennen hörte.

Rasch sprang er empor, und vor ihm stand der betrügerische Florentiner, Domenico, mit einer Fackel in der Hand.

„Marchese“, sprach er lächelnd: „durch einen sonderbaren Zufall befindet Ihr Euch auf meinem Grund und Boden;

ich lade Euch hiermit ein, mein Gast zu seyn. Doch zuvor werdet Ihr Euch mit mir versöhnen. Oder glaubt Ihr, daß ich's nicht weiß, wie freundschaftlich Ihr gegen mich gesonnen seyd. Lasset Euern Groll solcher Kleinigkeit wegen fahren; tausend Zechinen können Euch und mich nicht glücklich machen!“

„Elender Bube“! knirschte Ridolfo, „also noch mehr bist Du als falscher Spieler, ein Räuber, wohl gar ein Capobandit? Verruchter Heuchler, mit meinen Händen mögte ich Dich erwürgen und in den Abgrund schleudern“!

Wüthend drang er auf den Florentiner ein, doch dieser schleuderte lachend seine Fackel in die Tiefe, und in demselben Augenblicke fühlte Ridolfo sich in einer Schlinge. Von starken Armen fühlte er sich umfangen, und mit Gewalt

hinweggetragen, nachdem sein Haupt durch einen Überwurf verhüllt war.

„So scheitern deine Entwürfe“? sprach er in diesem Augenblicke zu sich selbst: „War's nicht gleich, welchem Räuberchef du dich ergabest? Warum nicht eben so dem Florentiner? Mäßigung, Mäßigung, Ridolfo! Im innersten Deines Herzens verbirg Haß und Rache; verbrüdere Dich mit dem Auswurfe der Menschheit; sey der Schrecklichste unter den Schrecklichen, der Furchtbarste unter den Furchtbaren und der Kühnste unter den Verwegenen. So nur kannst du siegen, wenn's nicht zu spät ist“!

Ein Glöcklein klang dumpf und schauerlich, die Hülle sank von Ridolfo's Augen. Er stand allein in einem weiten Felsensaale, der durch zahlreiche Kerzen erleuch-

tet war. In der Mitte stand eine runde Tafel mit schwarzem Tuch behangen. Ein aufgeschlagnes Buch, ein Becher, Dolche und ein Strang waren die Zierden derselben.

Abermals tönte das dumpfe Glöcklein; da füllte sich die Höhle mit Gestalten in blutrothen Mänteln mit scheuslichen Larven vor den Angesichtern. Alle legten auf der Tafel ihre Dolche nieder und nahmen auf den umherstehenden Sitzen Platz.

Nur Einer der Verlarvten blieb vor dem offnen Buche stehen, und als er die Stimme erhob, erkannte Ridolfo in ihm den Vicomte Domenico.

Des Marchese schien man nicht zu achten.

„Lange waren wir nicht versammelt, Brüder“, begann Domenico, „jetzt leget

Rechnung ab von Euerm Thun und Treiben; noch nicht am Ziel, Gasparo"?

„Teufel! Möchtet Ihr mir die Erzählung des Mißlingens aller meiner Pläne doch erlassen! Wiederum drei Monden kreuze ich im Neapolitanischen, ohne die geringste Spur zu finden; da höre ich, daß man den reichen Mauth-Inspector Girolami ohnweit Francavilla ermordet und beraubt hat. Ich durchstreife Tag und Nacht die Gegend dieses Ortes, bis mir endlich in heller Mondnacht eine Gestalt begegnet und mir fast drohend zuruft: Was suchst Du hier"?

„Rasch antworte ich: Den Massaroni"!

„Was willst Du von ihm"?

„Mit ihm kämpfen, Mann gegen Mann! Einen Kampf auf Tod und Leben"!

„Hoho! lachte der Andere, Du mit dem Massaroni? Wohlan, so folge mir!“

„Die Gefährten saßen zu Francavilla hinter der Flasche; ich war allein, mir blieb kein Ausweg.“

„Ein Feuerschein, welcher durch's Dikkicht drang und sich an einer Felswand spiegelte, ließ mich bald vermuthen, daß ich in der Nähe von Massaroni's Lager war. Mein Führer verließ mich, doch kehrte er bald mit mehren Männern zurück, welche Säbel, Terzerole und Fackeln zur Beleuchtung des Platzes trugen. Alle waren mit Masken versehen und hatten sich in braune Mäntel eingehüllt. Man blickte mich eine Weile, wie es schien verwundert, an; darauf begann der Eine, dessen Kopf mit einem rothen turbanförmigen Tuche umwunden war, und welchen ich sogleich für Massaroni hielt: Einen Zweikampf, mein

Freund, an dieser Stelle, wagte mit mir noch Keiner, und der Seltenheit der Sache wegen stehe ich Dir zu Dienst. Auch magst Du, obgleich mir, dem Geforderten, dies Recht zukäme, die Waffenart bestimmen; zu Allem bin ich bereit!“

„Ich lud meine Terzerole; er that dasselbe; die Begleiter hoben ihre Fackeln hoch empor.“

„Und wenn Du fällst, Massaroni“?

„So ziehst Du, bey meinen Banditenworte, ungehindert von dannen.“

„Wohl, ich bin bereit“!

„Schieß Du nur erst! rief Massaroni lachend, denn fehlst Du mich, so mögte kein zweiter Schuß mehr für Dich seyn“!

„Ich schoß; sah wie mein Feind zusammenzuckte, und mit der Rechten auf die Brust fuhr. Aber lachend rief er in

demselben Augenblicke: Nun ist die Reih' an mir; bey'm Styx, Du hattest gut gezielt. Empfiehl nun aber dem Teufel Deine Seele"!

„Ein Schauer überlief mich, ich dachte in diesem Augenblicke an Don Ciro, der nur mit silbernen geweihten Kugeln endlich erschossen ward."

„Possen"! fiel Domenico ein: „Don Ciro trug auf seinem Körper ein festes Lederkoller, und Massaroni ahmt ihm darin nach, wie in Allem! Nun"?

„Jetzt legte Massaroni an"; fuhr Gasparo fort: „er zielte, und setzte wieder ab. „Das Leben sey dir geschenkt"! sprach er verächtlich: „doch damit du siehest, daß mein Geschenk auch solches ist, so gieb Acht"!

„Einer der umstehenden Fackelträger warf eine Orange in die Höhe, welche in

demselben Augenblicke durch Massaroni's Terzerol zerschmettert wurde. Mit dem zweiten Schusse aber durchlöcherte er mir den Hut."

„Nicht mehr mächtig war ich meiner. Die erheuchelte Großmuth meines Feindes trieb meine Wuth aufs Höchste. Mit gezücktem Dolche stürmte ich auf Massaroni ein; da ward ich zu Boden geworfen und gefesselt. Unter schändlichen Verhöhnungen eilte man davon, und ich durchfluchte auf dem harten Gestein die kalte Nacht, bis am Morgen ein Landmann von meinen Banden mich befreiete. Drey Tage lang durchstrich ich noch mit meinen Gefährten diese Gegend ohne auch nur eine Spur von menschlichen Wesen oder deren Aufenthalte zu entdecken."

„Massaroni wird nicht schlechter sich verwahrt haben als wir," meinte Domenico, „überdem ist er in ganz Calabrien

zu Hause. Doch Geduld, Gasparo, die Stunde Deiner Rache wird einst schlagen. Wie steht's mit Deinem Versprechen, Malandrino"?

„Hier sind die tausend Zechinen"! erwiederte der Gefragte: ich gewann sie für ein Paar Weiberseelen, die keinen Scudo werth seyn mochten"!

„Und was sammeltet Ihr, die Ihr aus Neapel kommt"?

„Unsre Säckel blieben nicht leer! Mancher vornehme Neapolitaner giebt sich arm, und hofft in einigen Tagen alles wieder zu gewinnen. In der Carbonaria arbeitet man jetzt eifrig. Bald ist die Mine fertig, sprechen sie hier und da; das Werk soll seine Meister loben."

„Und Ihr, meine Brüder, brachtet mir den Marchese Motolesi statt des armen Benedetto, über welchen nun ein schreck-

liches Gericht ergehen wird; denn auf keine Weise werden wir ihn retten können; aber dieser soll dafür büßen, daß er uns um den braven Benedetto betrogen hat."

Nach diesen Worten wandte sich Domenico an Motolesi. „Euer Name, Marchese," fuhr er fort: „steht in unsrer Todesliste aufgezeichnet; warum wieset Ihr meine Freundschaft von Euch"?

„Oft reizen Zorn und Haß zu unüberlegten Handlungen"; entgegnete Ridolfo: „und das, wozu die Leidenschaft uns verleitet, bereuen wir nachher vergebens. So ist's mit mir; doch glaube nicht, daß mich Todesfurcht das Geschehene bereuen läßt, oder meint ihr Teufels-Larven daß mir der Muth zum Sterben fehle"?

Kalt und ruhig blickte Ridolfo im Kreise der ihn angrinsenden Masken um-

her; da erhob Domenico den Becher, der auf der Tafel stand: „Trinkt, Motolesi,“ sprach er: „dies ist Euer letzter Trank.“

Ridolfo schauderte zurück. „Ha; Verruchter“! rief er, den Becher ergreifend, und weit von sich schleudernd: „so scheide ich nicht von dieser Welt! Blinken dort nicht Eure Dolche zu meinem Verderben? Hier meine Brust, was kann's Euch nützen, mich zu martern“?

„Ridolfo, sprach Domenico, sey der Unsrige, und das Leben ist Dir geschenkt. Zwar können wir kein Leben in ungestörter Ruhe und Müssiggang Dir verheißen; Arbeit, blutige Arbeit oft vollauf, aber auch reichen Lohn. Von hier, aus diesem sichern Felsenneste, das ausser uns noch nie ein Mensch betrat, wandeln wir, wie Geister der Finsterniß, furchterweckend durch ganz Italien, nicht selten unsern

Weg mit einer blutigen Spur bezeichnend."

"Es lebe die Freiheit"! fuhr Domenico fort. "Von dem Augenblicke an, da Du zu unserm Bunde schwörst, Ridolfo, sagst Du Dich los von deiner Heimath; Du erkennst keine Gesetze an, als die unsern, und machst Dich los von jeder Menschenpflicht. Freundschaft und Liebe stößest Du von Dir, wie man einen zerfetzten Mantel wegwirft, der nicht mehr decken kann, und bewahrest nur die Treue zu Deinen Bundesbrüdern. Keiner Menschensatzung bist Du ferner unterworfen; selbst in Ketten bist Du frey, denn keine Marter darf Dich zwingen unsre Geheimnisse zu verrathen. Zum Tode kann man Dich führen, und Du bleibst frey. Der Tod ist die vollkommenste Freiheit."

Domenico trank, und bot dann dem Marchese den Becher dar.

„Es lebe die Freiheit!“ rief Ridolfo, „ich bin der Eure mit Leib und Seele, auf Leben und Tod“!

Hastig leerte er den ihm von Domenico dargebotenen Becher. Jedem der Banditen mußte er den Eid der Treue schwören. Er that es mit dem Vorsatze, den Schwur — zu brechen.

Die Räuber blieben zechend, und sich ihre Abenteuer wiederholend, in der Felsenhalle; Domenico aber winkte dem Marchese und führte ihn durch einige düstre Gänge in ein hell erleuchtetes Gemach, wo ihnen, in einen Schleier eingehüllt, ein hohes, schön geformtes Frauenbild entgegentrat.

„Willkommen hier Ridolfo!“ sprach die Dame, und lüftete den Schleier.

„Giacinta!“ rief Ridolfo überrascht.

„Nach kurzer Trennung führt uns das Schicksal einander wieder zu. Wunderbar sind des Geschickes Fügungen; wie hätte ich es je ahnen können, daß wir an einem solchen Orte einander gegenüber stehen würden“!

„Wundert Euch darüber nicht so sehr,“ entgegnete Giacinta: „vom ersten Augenblicke unsrer Bekanntschaft an, war es mein Wunsch, Euch mit uns zu verbinden. Es wäre mir wol kaum gelungen, wenn mir der Zufall nicht zu Hülfe gekommen wäre“!

Eine dunkle Gluth färbte Ridolfo's Antlitz. „Der Zufall, wie Ihr's nennt, fügt nichts umsonst“; sprach er nicht ohne Bitterkeit: „möge er Alles zum Besten wenden“!

„Ihr seyd ein Zweifler,“ entgegnete Giacinta, „für jetzt bedenket nur die Gegenwart.“

Sie füllte zwey goldene Pokale, und entfernte sich dann auf einen Wink Domenico's.

„Sey ihr, was Du ihr früher warst, Ridolfo", sprach Domenico: „sie ist ein treues Mitglied unsers Bundes, und hat demselben schon früher manchen wichtigen Dienst geleistet. Jetzt gilt es die gekränkte Ehre Deiner Freundin an einigen Nichtswürdigen zu rächen; zu diesem Geschäfte hab' ich Dich auserwählt. Schon lange hasste Giacinta den Maler Theobald, weil er ihr einst die Tochter des Signore Alessandro vorzog, und weil er Dich stets von ihr zu trennen suchte. Vor einigen Tagen gab der deutsche Graf Hellburg einen Maskenball, auf welchem auch Giacinta, als Königin der Nacht, im schwarzen golddurchwirkten Sammtgewande zu erscheinen Gelegenheit gefunden hatte. Sie erreichte die Absicht nicht, die sie dorthin gezogen hatte;

der Maler Theobald, ein Freund des Grafen, erkannte sie, und dieser ließ sie ersuchen sich aus seiner Gesellschaft zu entfernen. Die Rache der gekränkten Eigenliebe eines Weibes steigt höher als die des Mannes; Giacinta verlangt das Leben ihrer Beleidiger. Ein Leichtes würde es unsern Brüdern seyn, aber Dir ist es aufbewahrt, sie zu rächen."

„Mir"? rief Ridolfo schaudernd: „warum eben mir?! Und doch — ja! ich verstehe Dich; dies soll die Probe seyn, wie weit Ihr's mit mir bringen könnt; — wohlan denn, Domenico! das Werk der Rache soll beginnen"! —

„Eh viva"! brüllten in demselben Augenblicke die Banditen in der Halle, und stießen, auf Ridolfo's Wohl trinkend, ihre klirrenden Becher aneinander.

III.

An einem schönen Herbsttage hatte sich in der Villa des Signore Alessandro eine auserlesene Gesellschaft eingefunden, worunter auch der Graf von Hellburg war.

Spät Abends wandelten die Fröhlichen auf der Straße von Frascati nach Rom zurück. Die Männer sprachen von den politischen Angelegenheiten ihres Vaterlandes; von den Gefahren in welchen jetzt der Thron Neapels schwebe, von dem stets weiter um sich greifenden Carbonaribunde, und von den Hoffnungen, zu welchen der Congreß von Laybach Anlaß gebe. Frauen und Mädchen, den

Männern voraneilend, sangen mit unbefangener Herzensfröhlichkeit; Graf Hellburg und seine Gattin folgten dem Zuge in einiger Entfernung.

Aber plötzlich schwieg der freudige Gesang. Ein Bandit! riefen die Frauen, und flüchteten zurück zu ihrer männlichen Begleitung. Eine gräuliche Gestalt, in einen langen rothen Mantel eingehüllt, schritt stumm an ihnen weg; doch als sie in des Grafen Nähe kam, sprach sie mit dumpfer Stimme: Schweig oder stirb! und dazu ließ sie ein Papier aus ihrem Mantel zu des Grafen Füßen niedersinken.

Hellburgs Gattin zitterte; er selbst war heftig überrascht. Schnell raffte er das Papier vom Boden auf, und ohne daß es von der übrigen Gesellschaft bemerkt ward, las er Folgendes:

„Graf!

Wenn mein Dolch Euch nicht ereilen soll, so müsst Ihr binnen sieben Tagen Rom und Italien verlassen haben. Doch dürfet Ihr bey Leib und Leben Niemand Euch vertrauen; in finstrer Nacht müsst Ihr, einem Verbrecher gleich, entfliehen, und bey Tages Anbruch an geheimen Orten Euch verbergen. Folgt dieser Stimme Graf! mein Herz ist wohl Eu'r Freund, aber mein Dolch Euer fürchterlichster Feind!

Als Belohnung für den Dienst, welchen ich Euch leiste, erbitte ich mir Euern Siegelring. Leget diesen morgen, Abends um die zehnte Stunde, in das Weihebecken am Eingange des Vaticans. Gott geleite Euch auf Eurer Reise!“

„Hoho! Du guter Freund irrst dich in mir!“ rief Hellburg, „denn ich bin nicht der Mann, der sich durch solche

Worte schrecken läßt, und dann ist auch mein Siegelring nicht von dem Werthe, daß er der Habgier eines Räubers Genüge leisten könnte! Doch will ich überlegen ob bey der Sache vielleicht etwas von Nutzen ist."

Zärtlich bat die Gräfin ihren Gatten, sich nicht den Dolchen der Banditen auszusetzen; er aber spottete ihrer Furcht, und nannte den Räuber einen dummen Teufel, welcher sich vielleicht den Sbirren überliefern wolle.

In derselben Nacht saß Theobald in seinem Zimmer, und gedachte seines unglücklichen Freundes, von welchem sich das Gerücht verbreitet hatte, er sey mit Teufels Hülfe seiner Haft entflohen. Man hatte sich keine Mühe gegeben ihn zu verfolgen, da seine Unschuld an der

Verwundung Theobalds von diesem selbst erwiesen war.

Mit Schmerzen dachte Theobald daran, daß seinem Freunde jetzt alle Mittel zu einem seinem Stande angemessenen Leben fehlten, daß er nunmehr in einer Lage sey, wo leicht Verzweiflung ihn erfassen, und zum Selbstmorde führen könne.

„O wüßte ich nur deinen Aufenthalt, Ridolfo,“ — rief er bewegt — „daß ich hineilen könnte zu dir, um dir zu helfen mit Rath und That, und Allem was mein ist. Gott schütze dich für dem Verderben, wenn deine Freunde es nicht vermögen“!

Leise öffnete sich plötzlich Theobalds Stubenthür; ein einäugiger Bandit mit fürchterlich entstelltem Angesichte trat herein. In der Rechten hielt er ein gespanntes Terzerol, und mit der Linken

zog er seinen Mantel vor den Mund, indem er redete.

Ganz nahe trat das Ungeheuer vor den unbewaffneten Theobald, und hielt die Mündung seines Mordgewehres dicht vor dessen Stirn: „Kein Laut entfahre Deinen Lippen"; rief es mit hohler Stimme. „Folge mir"! setzte leiser dann der Bandit hinzu, „ich bin Dein Freund Ridolfo."

Theobald staunte den Entsetzlichen eine Zeitlang an, doch als dieser mit scheuer Ängstlichkeit zur Eile winkte, nahm er sein Barett, und folgte schweigend dem voranschreitenden Banditen.

Wenige Tage darauf, Abends um die zehnte Stunde, stand derselbe Rothmantel hinter einer Säule nahe am Eingange

des Vaticans. Unter seinem Mantel hielt er in der Rechten das gespannte Terzerol. Sein eines Auge war mit einer schwarzen Binde überdeckt, aber das Andere schweifte blitzend umher nach allen Seiten.

„Also wieder vergeblich“! knirschte eben der Bandit, da schritt Graf Hellburg in seinem schwarzen Mantel über den Platz heran, und legte seinen Siegelring im Weihebecken nieder.

„Dank Euch! Befolgt nun aber ohne Säumniß meine Warnung“! sprach leise der Bandit zum Grafen, und eilte den Ring in Besitz zu nehmen; kaum aber hatte er sich desselben bemächtigt, da umringte ihn eine Schaar von Häschern und Graf Hellburg stellte sich an ihre Spitze.

„Ha lohnest du mir so“? rief der Bandit dem Grafen zu: „Wehe! es ist Dein Verderben“! Und mit diesen

Worten drang er nahe auf den Grafen ein, feuerte das Terzerol dicht vor ihm ab, warf's ihm zu Füßen, zog seinen Säbel, und hieb sich wüthend durch die Schaar der Sbirren.

Der Graf wankte, aber verwundet fühlte er sich nicht. Staunend blickte er dem Banditen nach, bis dieser in der Dunkelheit der Nacht verschwand. Auch die Häscher hatten bald die Spur des Fliehenden verloren.

Der Graf bemächtigte sich des zu seinen Füßen liegenden Gewehrs, und nahm es mit in seine Wohnung. Das Benehmen des Banditen war ihm räthselhaft; das Terzerol mußte nothwendig nur blind geladen seyn, da ihn ohnfehlbar sonst der Schuß getroffen haben würde.

Während der Graf noch sinnend mit dem Terzerole sich beschäftigte, bemerkte

er im Hahn ein Zettelchen. Rasch schrob er den Stein heraus, und las auf dem Papiere diese Worte:

„Graf! Mit Zittern sah ich solchem Erfolge meines Unternehmens wohl entgegen; denn fast unglaublich schien es mir, daß Ihr meiner Warnung auf den ersten Wink gleich folgen würdet. Zwar besitze ich nun Euern Siegelring, aber als eine unnütze Sache werde ich ihn wieder von mir schleudern, wenn Ihr nicht in dieser Nacht noch Rom verlasset. O folget der Stimme Eures Freundes; Ihr vernehmet sie jetzt zum Letztenmale“!

Der Graf rief seinen alten treuen Diener, traf mit ihm alle Vorkehrungen zu einer heimlichen und schnellen Flucht, und eilte dann zum Abschiede zu seiner geliebten Gattin.

IV.

In einem schauerlichen Felsenthale ohnweit Sora in den Appenninen war es kurz darauf als dieses in Rom sich zugetragen hatte, ein wüstes, wildes Leben; schmausende Banditen lagen behaglich ausgestreckt auf ihren Mänteln um einigen Fässern Weins und liessen einen großen goldenen Pokal die Runde machen. Der Räuberchef Domenico aber stand hoch auf einem Felsen, uud spähte eifrig mit dem Fernrohr in die Ebene hinab, obgleich zunehmende Dunkelheit die Gegenstände schon ineinanderschmolz, und dem Auge keinen festen Ruhepunkt verstattete.

„Nun, Capobandito“? rief einer der Zechenden zu ihm hinauf „sind wir noch sicher?

„So scheint's:“ erwiederte jener von seiner Höhe herabklimmend, „mit Tagesanbruch wollen wir uns trennen, ich hoffe, es soll keiner von uns dann noch gefährdet seyn!“

„So lasst uns Ein's singen, Brüder,“ riefen Alle, wie aus einem Munde, und als eben Domenico in ihren Kreis trat, erhoben sie folgenden Gesang:

Willkommen treues Herz! Willkommen braver Muth!
Willkommen bey'm Pokale du brüderliches Blut!

Einer.

Uhu, Eul' und Fledermaus,
Die ziehen nur bey Nacht hinaus;
Sie lieben nicht der Sonne Schein,
Das macht, sie trinken auch keinen Wein.
Die Sonne hat den Wein gebraut,
Drum preisen wir die Sonne laut.

Zum Teufel! Brüder, gäb's keinen Wein,
So möcht' ich lieber ein Uhu seyn!

Chor der Räuber.

Ja, Brüder, gäb' es keinen Wein,
Dann möcht' man lieber ein Uhu seyn!

Einer.

Als einst der Schöpfer dieser Welt
Am Fels die Rebe hingestellt,
Da schlich der Teufel auch herbey;
Wollt' sehn, was dort geschehen sey; —
Und weil er nun zu jeder Frist
Ein arger, tückischer Teufel ist,
Schwoll ihm das Gift, er sann und sann,
Und wünscht' dem Weine manch Unheil an.

Alle.

Ja, Brüder, glaubt's, zu jeder Frist
Ein arger Geselle der Teufel ist.

Einer.

Drum spült auch der Albanerwein
Uns oft zu schnell in's Grab hinein;
Der Satan macht ein froh Gesicht,
Doch, Brüder, uns, uns kümmert's nicht.
Ihm Brüderschaft! Auf, trinkt ihm zu!
Schickt er uns durch den Tod zur Ruh,

So ladet er uns wieder ein
Auf manchen Becher Flammen = Wein!

Alle.

Willkommen dann mein Herz, willkommen dann
mein Muth!
Willkommen in der Hölle, du brüderliches Blut!

Wüstes Jauchzen und Zusammenklirren der Becher folgte diesem Gesange, dem Ausbruche wilder Banditenfröhlichkeit. Plötzlich aber fiel ein Schuß; es schwieg das Getümmel, die Räuber griffen rasch zu ihren Büchsen, und den Hahn spannend horchten sie, ob mehre Schüsse dem ersten folgen würden; als aber Alles still blieb, legten sie die Gewehre wieder von sich und erwarteten ruhig die Ankunft einer von den ausgestellten Vedetten. Aber statt dieser trat nach einer Weile Ridolfo in den Kreis der Räuber.

„Glück zu, ihr Brüder!“ rief er, den ihm dargebot'nen Becher leerend, „laßt's Euch hier recht sauer werden!“

„Sauer? Ja, verteufelt sauer würd' es seyn, wenn wir von dannen müßten, ehe diese Fässer leer sind; trink, Ridolfo, es ist Albaner!“

„Dank Euch, Ihr Herren,“ entgegnete Ridolfo, „wo ist Domenico?“

Domenico trat herzu und reichte dem Angekommenen die Hand, die dieser heftig, während seine Augen fast feindselig auf jenen blitzten, in die Seine drückte.

„Meine Arbeit ist vollbracht,“ sprach er mit dumpfer Stimme, „hier ist des Grafen Siegelring, und — „nun Giacinta soll mich loben“!

„Ridolfo, Du warst brav,“ entgegnete Domenico, „so viel hatt' ich kaum von Dir erwartet.“

„Meint Ihr, Vicomte?“ entgegnete Ridolfo mit verbissenem Grimme, „glaubt nur, ich habe Talente; werd' Euch einst

noch zeigen, daß ich ein gräßlicher Gesell bin! Aber redet, was habt Ihr vor, wollt Ihr etwa dort unten den päbstlichen Trabanten die Hälse brechen? Wohlan, ich bin dabey; haben sie meine Klinge doch schon gefühlt!“

„Wie? Wo?“ riefen die Räuber, und drängten sich voll Neugier um Ridolfo.

„Schaut her, Ihr Herren,“ sprach dieser, „seht nur, wie ich zerfetzt bin! Diese Schmarre brennt wie die Hölle.“

„Tod und Verderben!“ brüllten Alle, Capobandito führe uns hinab zur Rache“!

Und Rache! Rache! hallte es durch die öden Felsen.

„Still nur, still ihr Freunde,“ sprach Ridolfo weiter „noch hab' ich Euch etwas vorzutragen, das soll Euch schütteln wie das kalte Fieber. Hört nur! Vor wenigen Tagen kam ich um Mitternacht im

Foltergäßchen am schwarzen Thurm vorüber; da hatte man eben einen armen Sünder in peinlicher Inquisition. Mir waren solche Experimente noch unbekannt, drum hob ich mich ans Gitter, und sah dem Spaße zu. Hu! wie dreheten die Folterknechte, aber kein Laut des Schmerzes kam über die Lippen des Gepeinigten, bis endlich beym höchsten Grad der Folter seine Sinne schwanden, da seufzt' er: halt! laßt los, ich will bekennen. Die Inquisitoren winkten, und ließen den Delinquenten sich erholen. Das dauerte aber ziemlich lange, und die Schwarzmäntel schritten ungeduldig in der Halle auf und nieder. „Nun rede!“ riefen sie endlich als der Unglückliche noch immer schmerzzuckend dalag. Jetzt erhob sich der arme Teufel so viel es seine zerrenkten Glieder ihm erlaubten, und sprach im Tone der Verzweiflung: „Ihr Herren, ich bekenne, daß ich den Satan bitte

Euch einst zu quälen wie Ihr mich jetzt quält; aber schindet nur, ihr eingefleischten Teufel, bald ist's vorüber! dann schneidet mir den Schädel auf, und sehet, ob Ihr drin lesen könnet, um meine Geheimnisse zu erfahren"! drauf ward er wieder ruhig wie das Grab. Auf's neue aber winkte der Inquisitor den Henkersknechten, und von neuem zerrten sie den Elenden, bis seine Lippen schäumten, und er heulend ausrief: „Brüder, helfet Euerm armen Benedetto"! Mit diesen Worten war sein Geist entflohn. „Ha! über Euch Buben"! rief ich durch's Gitter den Inquisitoren zu, und brannte meine Terzerole auf sie ab. Ob ich getroffen, weiß ich nicht; wie auf Sturmesflügeln floh ich davon."

„Wehe! Wehe!" riefen die Räuber, „Rache dem armen Benedetto, unserm Bruder! Tod und Verderben unsern Feinden."

„Wohl!“ sprach Domenico, „macht Euch bereit; wir wollen die Soldatesca überraschen. Du Ridolfo hast fürs Erste das Deine gethan, gehe, und bringe Giacinten die erwünschte Botschaft.

Viva Domenico! brüllten die Banditen, ergriffen ihre Büchsen, und eilten nach verschiednen Gegenden hinaus.

„Adio Ridolfo!“ sprach Domenico. „Nebenher gilt's diesesmal dem reichen Signor Alessandro!“

„Dem Alessandro“? fragte jener finster.

„Tausend Zechinen bringt das Lösegeld wenn wir ihn fangen!“

Mit diesen Worten folgte Domenico den Genossen. Als nun Alle verschwunden waren, warf Ridolfo seinen Mantel von sich, kniete nieder und betete mit leiser Stimme: Vater im Himmel, hilf mir auf meiner schauerlichen Bahn! Dann

hüllte er sich wieder tiefer in seinen Mantel, und schritt eilig durch die Dunkelheit des Waldes der Höhle zu, wo freudig die von Rache glühende Giacinta ihn empfing.

V.

Ein ängstliches Treiben herrschte in der Villa des reichen Signore Alessandro, eines der berühmtesten römischen Maler. Zwischen päbstlichen Soldaten und den Räubern aus den Appenninen, war in der Gegend, und selbst in den Gärten der Villa, ein blutiges Gemetzel vorgefallen. Dreizehn Söldner lagen schwer verwundet in der Villa, und viele Todte waren schon auf der Wahlstatt beigescharrt. Alessandro war mit seinen Dienern hinausgeeilt, um gemeinschaftlich mit der Soldatesca die Räuber zu verfolgen.

Das schöne Köpfchen in die flache Hand gestützt, saß Luigia, die Tochter

des Signore Alessandro, einsam auf ihrem Zimmer. Thränen füllten ihren Blick. „O Gott“! seufzte sie, „soll nicht die geringste Hoffnung mehr mein armes Herz erquicken! Neun Tage sind vergangen, und Niemand, Niemand brachte mir Nachricht von dem geliebten Theobald! Ja, es ist gewiß, es ist schreckliche Gewißheit, daß der Bandit ihn mordete, der nur ihn jüngst unter unsern Freunden suchte, und nicht fand. Eben seit jenem Abend ist ja Theobald verschwunden. Unglücklicher Freund!“

Ein alter Diener Alessandro's, mit Schweiß und Staub bedeckt, trat in's Gemach: „Signora“ — sprach er zitternd, — „ich komme mit einer übeln Botschaft.“

„Ha was ist es“! rief Luigia, „hat man vielleicht den Leichnam Theobalds entdeckt?“

„Das nicht, Signora,“ entgegnete der Diener, „Euer Vater —

„Um Gott! Rede, wo ist er? Warum hast Du ihn verlassen!“

„Er sendet Euch durch mich dies Schreiben.“

Luigia entfaltete es mit bebender Hand, und die rothen mit Blut geschriebenen Schriftzüge florten vor ihrem Blicke in einander.

„Liebe Luigia!“ — schrieb Alessandro, — „suche eiligst dreitausend Scudi aufzubringen, um mit dieser Summe mich aus den Händen der Soldatesca di Fortuna zu befreien. Sende mir dieselben durch Stefano, und sorge, daß noch in dieser Nacht drei oder mehre Fässer des besten Albanerweins am Rupe di Gesso niedergelegt werden. Säume nicht, denn langes Warten sind meine Herren nicht

gewohnt. Auch wage nicht den Versuch, mich auf andere Weise befreien lassen zu wollen, da dieses nur meinen Tod zur Folge haben könnte. Stefano kann Dir nähere Auskunft geben."

„O du gerechter Gott"! rief Luigia die Hände ringend, „warum duldest du diese Ungeheuer auf deiner Erde! Woher nehme ich in diesem Augenblicke die dreitausend Scudi? Nur einen Ausweg sehe ich offen; Stefano, mit diesem Perlenschmucke, ein Pathenangebinde der Duchessa von Policastro, eilst Du nach Rom, versetzest ihn bey'm ersten Wuchrer, und reicht diese Summe noch nicht hin, so raffst Du Alles was in der Villa noch an Geld und Geldeswerth zu finden ist zusammen, Du geleitest dann mich in die Appenninen, ich selbst will meinen Vater aus den Händen der Banditen lösen, und wo mein Gold nicht hinreicht, das ersetzen dann wol meine Bitten."

Von Schmerz und Unruhe gefoltert sank Luigia in einen Sessel; Stefano eilte hinaus, um die Aufträge seiner Gebieterin so schnell als möglich zu vollziehen; aber schon nach wenigen Minuten kam er zurück mit einem Greise von einnehmender Bildung, der sich für einen Griechen von Morea ausgab.

„Signora,“ sprach der Alte, „ich vernehme eben, welches Unglück Euch betraf, und bin sowohl dadurch, wie auch durch die Mißhandlung meines Dieners, welcher in die Hände der Räuber gefallen war, aufmerksam darauf geworden, daß ich im Begriff stand, eine thörigte Handlung zu begehen. Ich komme von Triest, und bin auf der Reise nach Manfredonia begriffen, von wo ich mich nach Scutari einzuschiffen gedenke. Wie thörigt würde es von mir seyn, bey der zunehmenden Unsicherheit der Straßen in den Appen-

ninen, eine Summe von tausend Zechinen mitzunehmen, da ich ohnedem in kurzer Zeit zurückkehren, und mich nach Neapel begeben werde. Glücklich preise ich mich, wenn Ihr, Signora, das Gold mir aufbewahren, aber es zuvörderst zu dem Zwecke anwenden wollt, Euern guten Vater aus der Gewalt der Räuber zu befreien. Ich verlange von Euch keinen Dank dafür, als daß Ihr Euch meines verwundeten Dieners annehmt, und ihn in dieser Villa bis zu seiner Herstellung verpflegt."

„Gern thue ich für Euch, was mir die Menschenpflicht auch ohnedem geboten haben würde," entgegnete Luigia, „nehmet diese Perlenschnur von mir, als Pfand für Euer Gold."

„Meint Ihr, liebe Signora," fragte der Grieche lächelnd, „daß der Räuber Habsucht den Perlenschmuck verschmähen

würde? Nehmt Signora, und befreiet Euern Vater."

„Dank Euch, edler Grieche," sprach Luigia, „o weilet hier, bis ich mit meinem Vater wiederkehre."

„Wie, Signora" rief der Alte, „Ihr selbst wolltet zum Aufenthalte der Räuber Euch begeben? Welch ein thörigtes Beginnen für eine so zarte Jungfrau! Wie würdet Ihr die Schrecknisse, die Euch dort umgeben würden, ertragen können! Wer haftet Euch dafür, daß nicht die Räuber Euch selbst zurückhalten, und Euerm Vater wiederum für Euch ein hohes Lösegeld abtrotzen"?

Luigia vernahm die letzten Worte des Alten nicht; schon hatte sie ihren Mantel und Schleier umgeworfen und eilte mit einer Schnelligkeit aus der Villa, daß Stefano sich gezwungen sah, ihr zu folgen.

„Sie eilt in ihr Verderben“! murmelte der Alte. „Auf denn, — sie zu beschützen“!

Domenico lag unter einer alten bemoosten Eiche, und stützte sein verbundenes Haupt auf die hervorragende hohe Wurzel des Baumes wie auf die Lehne eines weichen Sessels. „Führt mir noch einmal den römischen Hund hieher“! herrschte er einigen Untergebenen zu.

Gefesselt, mit entblößtem Haupte, ward Alessandro herbeigeführt.

„Bube“! rief Domenico dem gebeugten Manne zu: „noch bin ich zweifelhaft, was ich mit Dir beginne! Was hattest Du für Ursach mich zu verfolgen? Hatte ich dein Eigenthum gefährdet? Weshalb hast Du mich verwundet, da ich doch ge-

zwungen war, vor Dir zu fliehen? Glaubst Du, daß dein Lösegeld mir nur zur Hälfte die Schmerzen dieser Wunde ersetzen kann? doch ich will Großmuth an Dir üben, unter einer Bedingung, die Du mir erfüllen sollst. Malen sollst Du mich hier im Kreise meiner Gesellen, doch bevor der Tag sich neigt, muß die Skizze zu dem Gemälde fertig seyn, denn mit dem Abend brechen wir auf von hier. Dann stellst Du mir eine sichre Bürgschaft bis das Gemälde an mich abgeliefert ist."

Mit lautem Tumulte gaben die Räuber ihren Beifall hierüber zu erkennen. Sie entfesselten den Maler, brachten ihm einen Feldstuhl und mehreres erforderliche Geräth, und lagerten sich dann in mancherlei Gruppen um ihren Chef, indem sie häufig ihre Flaschen die Runde machen liessen, damit es dem Bilde nicht an Leben fehlen möge.

„Dort kömmt Ridolfo!“ riefen plötzlich die Räuber, „Ridolfo, wie steht's dort unten? Fandest Du unsern Malandrino?“

„Ich fand ihn, und er ist geborgen,“ entgegnete Ridolfo. „Unsre Feinde liegen ächzend auf der Bärenhaut. An dem bestimmten Orte sind so eben drey Fässer Albaner angekommen, schafft sie schnell herbei, mich durstet sehr.“

Nach diesen Worten neigte sich Ridolfo zu Domenico hinab, sich leise mit ihm unterredend. Beifällig winkte dieser mit der Hand, und erhob dann, umherschau=end, sein verwundetes Haupt.

„Seht, dort kömmt sie!“ rief nach einer Weile Ridolfo, und Luigia klimmte hastig den steilen Felsenpfad heran, hinter ihr der keuchende Stefano.

„Vater, mein Vater!“ jubelte Luigia, und hielt die straffe Börse in ihren Hän=den hoch empor: „Vater, hier ist dein Lö=

segelt, mehr als sie verlangen, Du bist gerettet!"

Schon war Luigia im Begriff den angstvoll von seinem Sitze aufgesprungenen Vater zu umarmen, da stellte sich mit gespannter Büchse ein Räuber vor ihn, und mit Entsetzen bebte Luigia zurück.

„Halt!" rief Domenico, „hieher gehörst Du Mädchen, und störe mir jenen nicht in seiner Arbeit. Malt, Signor, malt! bei'm Teufel! Ihr werdet Eile nöthig haben."

„Komm, fein's Liebchen," sprach ein hohläugiger Bandit, Luigia's Hand ergreifend, „der dort ist unser Herr und Meister, sey Du höflich gegen ihn."

„Was suchst Du an diesem Orte?" fragte der Chef die Zitternde, „weißt Du nicht, daß eine undurchdringbare Scheide-

wand besteht zwischen diesem Orte und der Welt?"

„Wird sie dieser goldne Schlüssel nicht öffnen?" entgegnete Luigia, und legte zu Domenicos Füßen die schwere Börse nieder.

„Dein Vater ist frey, sobald sein Werk vollendet ist," sprach Domenico, „Du aber bleibst als Unterpfand für ein Versprechen deines Vaters bey uns zurück."

Entsetzt blickte Luigia in die freundlich tückische Gebärde des Räuberchefs, welche durch das unter dem Verbande hervorgequollene Blut noch grauenhafter wurde. „Elender!" rief sie, „lieber wollte ich den Tod mir geben, als eine Stunde länger bey Euch weilen, ohne meinen Vater. — Gott, welcher von diesen Grausamen würde nur einen Funken von Mitleid für mich hegen!"

„Hoho! mein Schätzchen!“ sprach Ridolfo, sich dem unglücklichen Mädchen nahend; „daheim in unsrer Felsenburg ist's schön und schauerlich, und ein so schönes Kind, wie Du, findet Freunde überall. Komm, trink mir zu, auf gute Freundschaft!“

Laut auf schrie Luigia, und sank bewußtlos zu des Räubers Füßen nieder. „Ich erkenne Dich, Ungeheuer!“ stammelte sie nach einer langen Pause, „so hat man Dich mir beschrieben. Du bist es, Du hast meinen Theobald ermordet! Gieb mir Gewißheit, und ich will Dir's danken, mit diesem theuern Perlenschmucke will ich Dir diese Schreckensbotschaft lohnen!“

Nicht länger vermogte die Furcht vor einem nahen Tode Alessandro zurückzuhalten. „Nicht ohne Dich, Luigia,“ rief er aufspringend, und die Tochter in seine

Arme schließend, „bringt man mich fort von hier! Keine Drohung soll mich vermögen, die Arbeit fortzusetzen, wenn man mir nicht verspricht, Dich mit mir frey zu lassen!“

„Bube!“ knirschte Domenico, „willst Du mir trotzen?“ Auf seinen Lippen schien ein schrecklicher Befehl zu schweben; da neigte sich Ridolfo zu ihm nieder, und sprach zu ihm mit leiser Stimme: „Domenico, gedenket doch des armen Malandrino; Ihr sprecht sein Todesurtheil, wenn Ihr Euerm Zorne keine Schranken setzet. Ihr hättet sehen sollen, wie sich das Mädchen seiner annahm, als ich ihn in ihre Villa brachte; nur erst, als die besten Einrichtungen für ihn getroffen waren, eilte sie, um ihren Vater auszulösen. — Kehrt sie nicht heim, so zweifle ich, daß Malandrino weiter beachtet wird.“

„Zum Teufel!“ fluchte Domenico, „warum brachtest Du ihn nicht nach Frascati?“

„Bedenkt doch nur, Domenico,“ dorthin haben sich ja die päbstlichen Soldaten zurückgezogen, und ihr wisset, wie bekannt Malandrino unter ihnen ist.“

„Du hast Recht, Ridolfo,“ entgegnete der Chef, „Malandrino mag's mir danken, was ich ihm jetzt opfre. Aber, — fuhr er tückisch fort, — siehst Du denn nicht, Ridolfo, welchen schönen Preis Dir die Signora für eine Antwort bietet, die Du so leicht und wahr erwiedern kannst?“

Da wandte sich Ridolfos Auge zornblitzend zu Boden. „Eure Rache, Domenico, ist ohne Gränzen!“ rief er mit zurückgehaltenem Grimme, „wie könnt' ich ein so holdes Kind, das mit seinem schön-

sten Schmucke mich beschenken will, so sehr betrüben?“

Flehend hielt Luigia, als er sich zu ihr wandte, ihm die Perlenschnur entgegen. Da zog er das ohnmächtig widerstrebende Mädchen in seine Arme, und flüsterte: „Tebaldo lebt!“

„Und nun genug des Jammers!“ rief er den Räubern, welche sich um ihn versammelt hatten, zu, „führet schnell sie fort, und Ihr, Signor Alessandro, setzt nun Eure Arbeit schleunig fort, damit Ihr Eurer Tochter bald folgen könnt!“

Bedenklich blickten die Umstehenden auf ihren Chef, als aber dieser durch einen Wink Ridolfo's Worte billigte, nahmen sie schweigend ihre verlassenen Stätten wieder ein, und Luigia wankte, von Stefano unterstützt, den Felsenpfad hinab.

VI.

Auf dem Molo, dem großen Hafendamme von Neapel, ist es früh Morgens und am späten Abend, wenn die Sonne in des Golfes klare Welle niedertaucht, ein Leben und Treiben, als wäre an diesem Orte das Wohl von ganz Neapel zu beschicken.

Heute aber wogte hier das Volk im hastigern Gedränge als je. Mit Eifer bewegten sich tausend Zungen der Politiker, erwogen für und wider, stritten gegen einander con amore und wurden zuletzt so angegriffen, daß ihnen Fäuste und Arme zu Hülfe kamen. Deshalb aber waren auch die Diener der Gerech-

tigkeit heute eifriger als jemals und trabten in Schaaren den Molo auf und ab, um jede aufkeimende Unordnung gleich im Entstehen zu unterdrücken.

Eine Barke von Terracina näherte sich dem Ufer. Aus dieser stieg ein Cavalier mit einer Dame, welche sogleich in die nächste Caffebude eilten.

„Che c'è di nuovo"? war die erste Frage des Angekommenen an den Schenkwirth.

„Neues?" erwiederte der Geschäftige, „jeder Augenblick gebärt hier etwas Neues, möchte der Himmel geben, es wäre auch stets etwas Gutes! Unser liebes Neapel gleicht jetzt so zu sagen einer Pulvertonne über welcher eine Fackel brennt, man muß mit jedem Augenblicke fürchten in die Luft zu fliegen."

„Freund Tabernajo" lächelte der Fremde, Ihr flieget nicht, dazu seyd Ihr zu schwer."

„Glaubet mir," fuhr jener, sich ereifernd, fort, „bald wird die Fluth den Damm durchbrechen, und Alles mit sich fortreißen; wohl dem, der dann nicht untergeht."

„Ihr bleibet oben," sprach jener in lakonischem Tone weiter, Euch läßt „Euer Fett nicht sinken."

„Aber die Lazaroni, die Carbonari, welche diese armen Schächer durch ihre Teufelskünste zu verführen suchen, und sie ganz nach ihrem Zwecke leiten, und vorzüglich die verruchten Räuberbanden, die jetzt überall im Trüben fischen, haben uns ehrlichen Männern, die wir im Schweiße unsers Angesichts uns Einiges erworben haben und unsern guten König Ferdinand in Ehren halten, Verderben geschworen; sie werden uns verfolgen, plündern, morden! Neapel wird vergehen, wie einst Sodom und Gomorra, denn die Schaar

der Guten ist geringe, aber die der Bösen wächst wie das siebenköpfige Ungeheuer; wird ein Haupt genommen, so wachsen sieben neue in dessen Stelle. Auch diese Nacht war eine unglücksschwangre. Eine Schaar Banditen hatte sich vor dem Castell St. Elmo eingefunden, um einige Carbonari zu befreien. Gott sey ewiglich gedankt, daß ihnen der Plan nicht glückte. Eine Stunde später ward der Kriegsminister Carascosa von diesen Bluthunden überfallen. Ein Unbekannter rettete ihm das Leben. Gott beschütze nur unsern guten König Ferdinand!"

Höhnisch lächelnd schlürfte der Fremde aus seiner Tasse, während die Dame neben ihm forschend in das Treiben auf dem Molo hinausblickte.

Jetzt nahete sich ihr ein Mann im grünen Jagdhabit, wie es die Diener vornehmer Neapolitaner zu tragen pflegen,

und sprach: „Signora, seyd Ihr vielleicht die Vicomtessa Giacinta, so habe ich dieses an Euch abzugeben.“

„Eine Einladung vom Capitano Nicolini, für den heutigen Abend,“ sprach die Dame, „wirst Du mich begleiten, Domenico?“

„Ei freilich!“ entgegnete Domenico, „obgleich sich Nicolini nicht eben nach mir zu sehnen scheint. Aber, wo nur Ridolfo bleiben mag!“

Unterdessen trat ein zerlumpter Lazaroni in die Taberne, drückte Domenico das Zeichen seines Bundes in die Haud, und sprach: „Ridolfo läßt Euch grüßen, gestern Abend kamen wir von Sizilien hier an; was in dieser Nacht geschehen, habt Ihr wol schon gehört.“

„Aber,“ fragte Domenico, „warum kömmt Ridolfo nicht hieher, wie es bestimmt war?“

„Seit der Morgendämmerung, kurz nach dem Ereigniß vor St. Elmo, hab' ich ihn nicht mehr gesehen, da trug er mir auf, an Euch zu melden, daß er hier angekommen sey."

Domenico gab dem Lazaroni einige Scudi und befahl ihm Ridolfo aufzusuchen.

Bald darauf trat ein Franziskaner in die Taberne. Domenico erkannte ihn und zog ihn abseit: „Gaspato" sprach er, „Du kamest mit Ridolfo von Sizilien herüber, wo verließest Du ihn?"

„Als wir den Carascosa heimsuchen wollten, war er plötzlich von meiner Seite verschwunden. Heute früh hörte ich hier auf dem Molo die Neuigkeit, man habe ohnweit des Palastes des Carascosa den Marchese Motolesi mit blutigem Säbel über die Gasse eilen sehn."

„Thor!“ entgegnete Domenico, „wer würde Ridolfo in seiner Maske hier erkennen? Wie steht es in Palermo?“

„Der Pöbel hilft den Großen für eitle Versprechungen, die jene nie erfüllen werden,“ entgegnete Gasparo.

„Hier nichts, da nichts!“ sprach Domenico mürrisch, „und in Calabrien hauset noch immer Dein Erzfeind Massaroni!“

„Verfluchter Massaroni!“ rief Gasparo, „wann wird's das Schicksal mir vergönnen, in deinem Blute meine Rache abzukühlen!“

Domenico aber bot Giacinten seinen Arm. „Ridolfo kömmt nicht,“ sprach er mürrisch um sich blickend, „so wollen wir es dem Zufall überlassen, ob er ihn zu uns führen wird!“

Sie wandelten nun den Molo hinab, wo mit der zunehmenden Tageshitze sich

die Menschenmasse sehr verringerte; die Tabernajo's schlossen ihre Buden, und streckten sich behaglich auf ihr Lager; die Gaukler eilten in ihre Herbergen, die Mönche in die Klöster, und die Sbirren zu den Obern um für den Abend die Befehle zu vernehmen.

VII.

Beim Capitano Nicolini ging es hoch her. Eine große Anzahl Herren und Damen schwelgten an der reich besetzten Tafel dieses jungen Wüstlings. Neben dem Capitano saß Giacinta, in stolzer Schönheit alle anwesenden Damen überstrahlend, und die Gemüther der Männer fesselnd durch anmuthiges Wesen und wohlgesetzte Rede; keiner von ihnen ahnete, welch' ein schwarzes Herz in ihrem schönen Busen lebte; nur Nicolini kannte sie und Domenico genau. Er war Domenicos Jugendfreund, theilte mit ihm gleiche Neigungen und gleiche Grundsätze von Jugend an; doch trennte sich ihr

Pfad als sie in die Jünglingsjahre traten. Zu gleicher Zeit ward Nicolini Capitano von Mürats Carabiniers und Domenico der Chef eines Räubercorps, welches in kurzer Zeit neben dem des allgefürchteten Massaroni das furchtbarste in Italien ward.

Nach Mitternacht entfernten sich die meisten Gäste, und nur eine geringe Anzahl junger Männer, Nicolinis Vertraute, blieben noch zurück. Von neuem füllten sie ihre Becher. „Viva la Carbonaja"! riefen sie zusammenklingend, und Nicolini entfaltete eine lange Liste von Unglücklichen, welche den Dolchen der Banditen übergeben werden sollten.

„Verteufelt!" — rief Domenico — „daß Euer Anschlag auf Carascosa nicht gelang, doch die Meinen sind nimmer Schuld daran"!

„Nun, einmal wird's doch glücken! meint Ihr nicht auch, Ihr Herren“? rief Nicolini.

„Aber, Bruderherz,“ — erwiederte Valerio, — „wo nehmen wir noch all' das Geld her; die Buben Domenico's lassen sich die Arbeit gar zu hoch anrechnen. Meine Quellen sind ausgepumpt, und geben höchstens etwas Schlamm und Grundsand wenn sie angegriffen werden, und bis zu den neu erlangten Golde und Ehrenstellen ist doch, wie es mich bedünken will, noch ein gar teufelmäßig langer Weg.“

„Der Nicolini“ — sprach Pietro — „ist so fett wie eine Klosterratte, ich aber bin eine arme Feldmaus, die ihren Wintervorrath im Voraus schon verzehrt hat.“

„Ich stehe in eodem puncto“ — rief Carmignano — „doch hab' ich einen reichen Vetter zu Palermo, den kuriren

wir durch Aderlaß und Wassertrinken von der Vollblütigkeit, woran er schon seit Jahren ohne Hülfe leidet, da er aus Geiz den Arzt verschmäht. Hol' ihn der Teufel"!

„Der Teufel!" — rief Cornaro, und hielt sich lachend die erschütterten Eingeweide. — „Ihr Herren, soll ich Euch den Teufel zeigen"?

Alle blickten den Belustiger erwartend an! Cornaro aber zog seine Börse, und indem er das Innere nach Aussen wandte, schüttelte er sie heftig, als sey er in der Meinung es solle etwas daraus zur Erde fallen; als sich aber nichts blicken ließ, rief Pietro spöttisch: „Freund Cornaro, spare deine Mühe, wir werden nichts zu sehn bekommen"!

„Das eben ist der Teufel"! lachte jener, und schleuderte den leeren Beutel von sich.

„Mein Großthun ist auch nur Henkersfrist,“ sprach Nicolini, „Ihr wißt, woher ich meine letzten Gelder zog; nun! dem alten Dandolo, mag's gleich seyn, wo er die letzten Tage seines Lebens hinbringt!“

„Der brave Dandolo soll leben“! rief Cornaro und schwenkte seinen Becher.

In diesem Augenblicke ward die Thür des Saales aufgesprengt; mit stürmischen Schritten trat ein Bandit herein. Rasch ergriff er einen gefüllten Becher, und rief mit wilder Stimme: „Ihr Herren, da trink ich mit; es leben die reichen Biedermänner! denn sind die erst aus der Welt, womit soll dann noch Unsereins den Beutel füllen? Die Schurken lassen sich so leicht nicht prellen, und brauchen diese unsre Dolche, so handeln sie um jeden Stoß wie der Schacherjude um ein altes Wams.“

„Mensch“! schrie Nicolini, während die Andern voll Bestürzung ihre Degen zogen, „wer öffnete Dir mein Haus, wie kamst Du in diese Zimmer“!

„Alle Thüren von Neapel stehn mir offen“! entgegnete der Bandit, und füllte von frischem seinen Becher.

„Und wen suchst du unter uns“? fragte der zitternde Cornaro.

„Dich und Alle die Dir gleichen“! entgegnete lachend der Bandit. „Ihr werdet Arbeit für mich haben“!

Domenico, welcher bisher ruhig dastand, trat jetzt dem Banditen näher: „Gieb Dich mir zu erkennen“! rief er, und zeigte sein Terzerol, „oder nicht lebendig gehst Du wieder über diese Schwelle.“

„Hoh! seinen Namen stellt man nicht so leicht an jeden Pranger“! entgegnete der Bandit. „Wird bey dir der Brod-

neid rege? Ihr Herren, das sage ich Euch, dieser wird Euch nicht halb so nützlich seyn als ich! Drum nur heraus damit, wen möchtet Ihr gern kalt sehen! Habt Ihr nicht noch so Einen auf der Liste wie den braven Marchese Dandolo? Ich sage Euch, laßt ihn sterben; denn wie mit diesem, möcht' es Euch nicht mit Allen glücken"!

„Noch einmal! wer bist du"? brüllte Nicolini, und winkte den Übrigen auf den Banditen einzudringen, „du bist des Todes"!

„Wie Ihr wollt"! rief jener höhnisch, und zog gemach ein Terzerol — „doch Ihr sollt mich nicht morden, das thu' ich selbst, und wird mir leicht seyn; — aber das sag' ich Euch zuvor; wenn ich hier falle, so hänget Ihr insgesammt in dreien Tagen schon am Galgen; bedenkt Euch!"

Die Carbonari ließen ihre Säbel sinken: „Höre“! sprach Nicolini, „Du kennst uns besser, als uns Allen lieb ist; wir aber kennen nicht einmal die Züge deines verlarvten Angesichts; wär's nicht möglich, daß wir mit einem Verräther uns befreundeten“?

„Nun so lebt wohl“! sprach der Bandit, „ich eile Andern meine Dienste anzubieten.“

„Halt!“ rief Domenico, „Unsinniger, wenn Du mich kennst, fürchtest Du nicht mich und die Dolche der Meinigen?“

„Ich fürchte nicht Tod noch Teufel!“ erwiederte der Bandit, und schleuderte spielend das gespannte Terzerol in seiner Hand umher, „denn mit dem Tode hab' ich längst Brüderschaft gemacht, und vom Teufel kaufe ich mich los mit den Seelen derer die unter meinem Dolche fallen.“

Im Vorzimmer des Saales ward es laut; derselbe Lazaroni, welcher Domenico am Morgen auf dem Molo die Nachricht von Ridolfo brachte, ward hereingeführt, und betheuerte, er habe in der Abenddämmerung den Marchese Motolesi aus dem Pallaste des Carascosa kommen sehn, man möge für Verrath sich hüten.

Domenico ballte wild die Faust; die Andern blickten nur auf den Banditen, welcher unterdessen mit über einander gelegten Armen fast ohne Regung dastand.

„Freund ohne Namen,“ sprach nach einigem Nachdenken Domenico zu dem Banditen mit einem Blicke, welcher die Larve desselben durchbohren zu wollen schien, „wohlan! hundert Zechinen sind Dein, wenn der Marchese, dessen Namen Du eben nennen hörtest, unter deinem Dolche fällt!“

„Der Marchese Motolesi?“

„Kennst Du ihn?“

„Wie mich selbst!“ entgegnete der Bandit, „und so wahr auch ich Ridolfo heiße, geb' ich Euch das Versprechen: morgen findet Ihr keinen Motolesi mehr in Neapel. Aber habt Ihr nicht noch Mehre? Gebet mir wenigstens für jeden Tag der Woche Einen!“

„Fallen muß der Conte di Foligno, sobald er heimkehrt von seiner Sendung,“ sprach Valerio, „Du verschaffst uns seine Depechen, und — nachher entführst Du mir wol auch sein schönes Töchterlein von seiner Villa zu Aversa, denn Dir stehen ja alle Thüren offen!“

„Alles für Euch, was Ihr verlangt!“ rief der Bandit, „aber den Lohn müßt Ihr vorausbezahlen, denn in meinen Augen seyd Ihr Herren ehr- und creditlos.“

„Elender! Was wagst Du?“ rief Nicolini zornig; aber Domenico zog schweigend seine Börse. „Ich lohne Dich gut,“ sprach er mit finstrer Miene, „aber wehe, wehe Dir, wenn Du mir dein Versprechen nicht erfüllst!“

Auch Signor Cornaro nahete sich jetzt ängstlich, und reichte dem Banditen seine Börse: „Ja“ sprach er fast zitternd, wage es nicht, uns zu hintergehen, denn unsre Gewalt ist groß.“

„Lebt wohl!“ rief der Bandit, nachdem er noch die Börsen der Übrigen empfangen hatte, „Ihr sollet bald Mehrers von mir hören!“

Eilig schritt er hinaus; Domenico aber prüfte seine Terzerole, und folgte ihm rasch durch die öden Gassen, bis er in der Gegend des Hotels des Marchese Giurlandi plötzlich in der Dunkelheit verschwunden war.

VIII.

Auf dem Balkon ihrer Villa, in der Gegend von Aversa, stand, vom Sturm der schwarzen Wetternacht umbraust, Camilla, die Tochter des Conte di Foligno, ihres Vaters harrend, welcher in dieser Nacht, von einer wichtigen Sendung heimkehrend, hier einzutreffen versprochen hatte.

Bald schaute Camilla nach dem fernen Neapel hinüber, neben welchem der Vesuv glühende Felsenstücke durch dicke Wolken von Dampf und Asche in die Höhe schleuderte, bald blickte sie wieder mit steigender Unruhe in die Gegend, woher ihr Va=

ter kommen sollte, und wo zuckende Blitze auf Momente die Nacht erhellten.

Einige schnell auf einander folgende Schüsse, welche von der Seite der Appenninen herüberschollen, steigerten Camilla's Angst auf's Höchste. Sie zitterte für ihren Vater, denn wenn sie ihn verlor, so stand sie einsam und verlassen in der Welt, die ihr bis jetzt noch wenig Freuden dargeboten hatte.

Oft, wenn den Einsamen und Verlassenen kein Trost erquickt, so beruhigt doch oft die Harmonie der Töne das bekümmerte Gemüth. Camilla trat an ihren Flügel, ein sanftes Adagio stimmte die Angst in ihrer Brust zu einem milden Kummer, und bald ergoß sich folgender Gesang von ihren Lippen:

Wer mag zu den süßen Tagen
Die wir in den Blüthenau'n
Froher Kindheit, ohne Klagen
Wandelten, zurückeschau'n?

Wenn der Horizont des Lebens
Sich mit Wolken schwarz umhüllt!
Wenn das arme Herz betrogen
Nun durchs Meer der Zweifel irrt,
Wenn das Brausen wilder Wogen
Tückisch Sinn und Geist verwirrt!
Wenn die Ruder uns entgleiten,
Und wir einsam und verlassen
Auf des Meeres öden Weiten
Nirgend mehr ein Steu'r erfassen! —

Himmel! sende Trost hernieder!
Gieb mir ihn noch einmal wieder,
Ewig, Himmel, dank' ich's Dir!
Nacht, laß deine Sterne flammen,
Blitze, leuchtet allzusammen,
Zeiget ihm den Weg zu mir!

Draussen unter den Akazien, auf dem umbuschten grünen Platze vor der Villa, war schon lange eine dunkele Gestalt umhergeschlichen, und hatte von allen Seiten forschend die Villa in Augenschein genommen. Als Camilla vom Balkon verschwunden war, und die Gestalt das Spiel in ihrem Zimmer hörte, wickelte sie sich enger in ihren Mantel, nahete sich einem

offnen Fenster der Villa, schwang sich hinein, und stand nach wenigen Augenblikken auf der Schwelle zu Camilla's Zimmer.

Camilla bebte erschrocken zurück vor der entsetzlichen Gestalt; ihre Lippen öffneten sich zum Hülferufe, aber die Gewalt der Furcht machte sie stumm; zitternd sank sie auf die Ottomane, und ihre Blicke starrten mit Entsetzen in das Teufelsangesicht des furchtbaren Unbekannten.

Regungslos stand dieser einige Minuten auf der Schwelle, ganz versunken in Camillas Anblick. Seine Hände zitterten, das Blut drängte sich gewaltsam zu seinem Herzen, und strömte glühend durch die Adern. Zwey mächtige Leidenschaften kämpften in diesem Augenblicke in seinem Busen, Liebe und Rache; er besiegte Beide.

„Camilla“! rief er mit leiser Stimme, „Camilla, bey der Liebe deines Vaters, folge mir“!

Aber in der namenlosen Angst hörte Camilla diese Worte nicht: sie sprang empor und zog mit Ungestüm die Glokkenschnur, ehe der schreckliche Unbekannte es verhindern konnte. Bald hatten sich die Bewohner der Villa vor der verschloss'nen Zimmerthür versammelt.

„O hättet Ihr das nicht gethan“! rief Jener, riß schnell ein Doppelterzerol hervor, und öffnete die Thür.

Kaum hatten die draussen Stehenden einen Banditen erkannt, als sie nach Waffen eilten, um ihn zu überwältigen, und ihre Gebieterin zu befreien.

Jener aber rief ihnen mit fürchterlicher Stimme nach: „Wehe Euch Allen, wenn Ihr Ridolfo's Rache auf Euch zieht!“ Dann wandte er sich wieder zu Camilla:

„Ihr müßt mit mir, und wenn's mein Leben kosten sollte!“ rief er, umschlang die Ohnmächtige mit seiner Linken, hüllte sie in seinen Mantel, und trug sie, mit dem gespannten Terzerol in seiner Rechten, durch die zitternde Dienerschaft, welche es nicht wagte, dem Furchtbaren sich zu nahen.

Vor der Villa lösete der Bandit sein Terzerol; man hörte einen Wagen rasseln, und Camilla war aus den Augen ihrer wehklagenden Dienerschaft verschwunden, welche nun erst den Muth bekam, dem fliehenden Banditen nachzusetzen.

IX.

Kurz nachher als dieses auf der Villa bey Aversa vorgegangen war, gab es wenige Millien von dort in den Appenninen eine blutige Scene.

In der Vertiefung eines Hohlweges, durch welchen die Straße nach Aversa führte, hatten sich schon seit der Abenddämmerung sieben Räuber auf der flachen Erde hingelagert, schweigend und ohne Regung, mit erdfarbenen Mänteln überdeckt.

Oben über dem Hohlwege rauschte es einigemale im Gebüsche; die Räuber lugten behutsam unter ihren Mänteln her-

vor, aber es ward nichts sichtbar, was sie hätte stören können. Kurze Zeit nachher aber hörten sie deutlichen Rosseshufschlag. So schnell, als es die ungebahnte Straße zuließ, rollte ein leichter, mit vier raschen Gäulen bespannter Wagen, daher, von mehrern Carabiniers umgeben. Die Räuber spannten unter den Mänteln ihre Büchsen, und als nun der Wagen sich dem Grunde näherte, da krachten die Gewehre, und bis auf Einen sanken die Carabiniers von ihren Rossen.

Unerschrocken sprengte dieser Eine unter die raubgierige Rotte, die sich dem Wagen nahte, in welchem der greise Conte di Foligno sich befand, und unbewaffnet, mit starrem Entsetzen des Ausgangs harrte.

Rechts und links knallten der Räuber Terzerole, aber der brave Carabinier ver-

zagte nicht, und hieb mit Löwenmuthe auf die Räuber ein, bis er endlich, durch die Menge übermannt, blutend vom Rosse sank.

Die Räuber umzingelten nun den Wagen, und führten diesen den Weg zurück, den er gekommen war; in stummer Verzweiflung blickte der Greis auf die ihn umgebende Räuberschaar.

Wenige Minuten mogte der Zug so vorwärts gegangen seyn, da fanden die Voranschreitenden eine Gestalt an einem Baume hingestreckt, im rothen Mantel, todt wie es schien, oder im tiefen Schlafe. Nach einigen Anrufungen richtete sich der Rothmantel in die Höhe.

„Endlich bist Du da!“ rief er, indem er hastig aufsprang, „Du ließest lange auf Dich warten!“

„Freund, Du irrst Dich wol in mir,“ entgegnete der Andere, „wen erwartetest Du?“

„Bist Du nicht Massaroni?“ fragte der Rothmantel.

„Der bin ich nicht, doch bin ich Massaronis Waffenbruder, Parisello.“

„Und dort der Greis im Wagen ist der Conte di Foligno? Überlaß ihn mir, und sage deinem Chef, Du habest deine Beute dem Ridolfo abgetreten.“

In diesem Augenblicke traten zu beiden Seiten des Weges Bewaffnete aus dem Walde, und legten ihre Büchsen auf die Räuber an.

„Verrath!“ brüllte Parisello seinen Gefährten zu; doch kaum war ihm das Wort entflohn, da krachte Ridolfo's Terzerol, und mit zerschmettertem Gehirne sank Parisello nieder.

Auch die Büchsen der Bewaffneten thaten zu gleicher Zeit das ihrige, und die Räuber, welche einen solchen Überfall nicht ahnen mochten, leisteten nur schwachen Widerstand, da weder Büchsen noch Terzerole schußfertig waren; doch als sie sich ganz umzingelt, und keine Möglichkeit zu entfliehen vor sich sahen, da bemeisterte sich ihrer ein wilder, verzweiflungsvoller Muth. Wüthend stürzten sie den Umzinglern entgegen, Blitzen gleich kreuzten ihre Pallasche durch die Luft, und in den Schwingungen ihrer Dolche gaben sie sich als Meister zu erkennen. Doch nur Wenigen gelang es, sich durchzuschlagen, die Meisten blieben todt auf der Wahlstatt.

Mit einem düstern Blicke überflog Rinaldo jetzt den Kampfplatz. „Viele Seelen für die Rettung Eines Mannes!“ rief er klagend, „aber,“ setzte er hinzu, „sie haben ihr Schicksal ja verdient.“

Als der Morgen dämmerte, erwachte der Conte aus einem tiefen Schlummer in welchen die erschöpfte Natur ihn versenkt hatte. Sogleich winkte ein Mann, der ihm zur Seite im Wagen saß, und in welchem er an der Binde, die er über dem linken Auge trug, seinen Befreier zu erkennen glaubte, den dem Wagen vorausreitenden bewaffneten Begleitern, Halt. Rasch sprangen Einige von ihren Rossen, und bald loderte unter ihren Händen ein lustiges Feuer empor, an welchem sie dem Greise ein stärkendes und erwärmendes Getränk bereiteten.

Unaufhaltsam ging darauf die Reise vorwärts durch öde Gegenden der Appenninen, bis, mit dem Einbruch der finstern Nacht, der Conte die moosbewachsenen Mauern eines alten Schlosses von einer Waldhöhe herniederblicken sah.

Man fuhr langsam den Pfad hinauf; eine Zugbrücke, in schweren Ketten hangend, rasselte herab, und durch ein düstres Thor rollte der Wagen in das Innere des Schlosses. Sanft hob man den Greis von seinem Sitze und führte ihn eine Windeltreppe hinauf, in ein finsteres Gemach, wo er sich plötzlich von seinen Begleitern verlassen sah.

Schon glaubte der Conte, dieses Zimmer solle sein Gefängniß werden, und tappte im Finstern rings umher, ob nicht ein Lager wenigstens zu finden sey, da öffnete sich plötzlich eine Seitenthür, und aus derselben trat Camilla, mit einer leuchtenden Kerze in der Hand.

Freudiges Erstaunen! Unerwartete Wonne! Mit Thränen der Freude auf den erglühenden Wangen hing die zarte Jungfrau in den Armen des hohen, väterlichen

Greises. Ridolfo aber stand entzückt im Hintergrunde des Gemachs, und erquickte sein Herz an dieser Scene, welches seit Langem keinem ihm wohlthuenden Gefühle Raum gegeben hatte.

X.

Die Schaar der Unzufriedenen in Neapel war mit jedem Tage angewachsen; die Carbonari und mancher andere geheime Bund arbeitete im Finstern ohne Ruhe und Rast, wie Maulwürfe im fetten Lande; und die Grundpfeiler des Staatsgebäudes begannen zu wanken.

Spanien war ein schlimmes Beispiel für die revolutionäre Rotte. Alle riefen: „Zur That, wie jene; ohne Kampf gelangen wir nicht zum Ziele"!

Da begannen sie durch Mord und Verrath ihr gräßliches Treiben mit denen welche nicht ihrer Meinung waren, und

nur auf ruhigem und gesetzlichen Wege das zu erlangen wünschten, was jene zu erzwingen droheten.

Die vermittelnden Großen des Reichs hatten sich zwar vereinigt um des Volkes Wohl gleichzeitig mit dem des Königs zu befördern, aber ihre Stimmen wurden vom wilden Pöbel übertobt, und die welche sie dennoch hörten, und wohl verstanden, fanden bey den guten zweckmäßigen Rathschlägen nicht ihre Rechnung, und fachten insgeheim der Zwietracht Fackel immer heller an.

Jetzt hielt es Europa's hoher Monarchenbund für seine Pflicht den Thron des Königs Ferdinand zu schützen; doch seine Warnungen waren fruchtlos in dem empörten Volke, welches mit blinder Unbesonnenheit sein Ziel verfolgte.

Auch Neapels Banditen und zahlreiche Haufen wüster Menschen, die sich früher

schon dem Gesetz entzogen hatten und ein wildes Nomadenleben führten, sammelten sich zu den Fahnen der Empörer.

Raub und Mord wütheten nun im Neapolitanischen Gebiete; die Greuel der ungeregeltesten Demokratie entsetzten alle Edle des Reichs, und ließen sie für ihr Leben und ihr Vermögen zittern.

Als die königliche Besatzung das Castell St. Elmo verließ, und das Volk herbeiströmte die dort gefangenen Väter, Brüder, Freunde, zu befreien; da betrat auch der Capitano Nicolini an der Spitze einer Rotte das Castell, und suchte eifrig den Kerker zu erforschen, in welchem der alte Abbate Dandolo gefangen war.

Manche Fessel war bereits gesprengt, und manches düstre, schaurige Gefängniß dem Tagesstrahl geöffnet, da gelangten die Befreier in jene Gegend des Castells,

wo höhere Statsverbrecher, welche nie auf Befreiung hoffen durften, eingekerkert waren.

In dem ersten der Gemächer fand man auf seinem Ruhebette den ehrwürdigen Dandolo. In seiner kummervollen Miene erschien kein Strahl von Freude über die Befreiung; im Gegentheile blickten seine Augen zornig auf die Befreier, denn er wußte wer sie waren, und welchen verderblichen Ereignissen er seine Freiheit zu danken habe.

Nicolini hatte nicht sobald den Greis erkannt, als er ungestüm durch die Menge drang: „Edler Abbate,“ redete er ihn gleisnerisch an, „die Stunde Eurer Befreiung hat geschlagen; preiset das Geschick, welches es mit uns so gut gemacht. Der Augenblick ist nahe, an welchem wir Alle die Rechte und Vortheile erlangen werden, nach welchen auch Euer Streben,

bis Ihr's im Kerker büßen mußtet, gerichtet war. Kommet nun mit mir, edler Dandolo, Ihr sollt in meiner Wohnung mit Hochachtung und Liebe empfangen werden.

Eben wollte der Greis, in dessen Zügen tiefer Unwillen sichtbar war, auf diese Einladung etwas erwiedern, da entstand im Hintergrunde ein Getümmel, und plötzlich stand vor dem überraschten Nicolini und dem Abbate, der Bandit Ridolfo.

„Capitano," sprach der Bandit, „Ihr werdet mir diesen Gefangenen überlassen; auch ich habe alte Pflichten gegen ihn abzutragen. Habt Ihr doch die Ehre sein Befreier gewesen zu seyn, lasset mich sein künftiger Beschützer werden!"

„Nimmermehr!" rief Nicolini, „ich lasse mein Leben für diesen Greis!"

„Und ich das Meine;“ erwiederte ruhig der Bandit. „Zudem, mein lieber Capitano, seyd Ihr noch tief in meiner Schuld in Rücksicht des Conte di Foligno; nächstens werde ich Euch die Beweise geben!“

„Und wenn Du mir zu gefallen halb Neapel mordetest,“ wüthete der Capitano, „so sollst Du mir hier den Vorrang nicht streitig machen. Kommt, Freunde, — sprach er zu den Umstehenden, — führt den Abbate Dandolo nach meinem Hause.

Aber Ridolfo umfaßte jetzt den Greis mit starkem Arm, zog mit der Rechten sein Stilet, und drang ungehindert durch die Menge, welcher es gleichgültig seyn mochte, ob ein Bandit oder ein Capitano Beschützer des Gefangenen ward.

Dieser brannte, tobend, hinter jenem seine Terzerole ab.

Ridolfo war getroffen, er wankte; doch augenblicklich sich ermannend, eilte er mit dem betäubten Greise der Peterskirche zu, wo er, den Beistand seiner Freunde erwartend, sich mit ihm auf den Stufen eines Altars niederließ.

XI.

Der alte Conte di Foligno und seine schöne Tochter lebten noch innerhalb der Mauern des alten Schlosses in welches Ridolfo sie führte. Es konnte nicht fehlen, daß der Greis, welcher sich lebhaft sehnte, aus dieser Lage, in der er weder seinem Vaterlande noch seinem Könige nützen konnte, befreit zu werden, auf Versuche sann, sich seiner Freiheit zu bemächtigen; aber alles Sinnen war vergebens. Der alte Diener wich allen seinen Fragen bescheiden aus, und den übrigen Bewohnern des Schlosses schien es zur Pflicht gemacht zu seyn, seine Nähe zu meiden. Auch kannte der Conte

nicht einmal die Gegend, in der er sich befand; in düstrer Nacht, in einem Zustande, wo er wenig auf Aussendinge achtete, war er hereingeführt, im untern Theile des Schlosses hemmte dichter Wald die Aussicht, und diese auf dem alten halbverfallenen Thurme sich zu verschaffen, ward dem Greise nicht erlaubt.

Auch Ridolfo hatte nach seiner Verwundung in Neapel sich auf diesen Ruhesitz zurückgezogen, und wohnte dicht neben seinem Gaste, ohne daß dieser hiervon etwas ahnte.

Die Wunde war eben nicht gefährlich, und gewann so schnelle Heilung, daß schon nach wenigen Wochen Ridolfo sich im Stande sah, seinen Wünschen gemäß nach Neapel zurückzukehren.

Der Abend vor seiner Abreise war hereingebrochen. Unter den neublühenden

Ahornstauden im Schloßhof an der halb=verfallenen Ringmauer saß Ridolfo in tiefem Nachdenken, und blickte jetzt zum erstenmale um sich, als er die Tochter des Conte di Foligno vor sich stehen sah, deren Blicke mit Staunen auf ihm hafteten.

„Seyd Ihr's, Ridolfo?!“ rief Camilla im Tone der Überraschung und des Erstaunens.

„Ridolfo nennt man mich,“ erwiederte der Gefragte, und suchte sein Gesicht in seinem Mantel zu verhüllen: „aber, wer gab Euch die Erlaubniß, Signora, mich hier zu überraschen?“

„Die Dankbarkeit trieb mich hierher,“ entgegnete Camilla, „doch Ihr scheint nicht derselbe, der mich mit meinem Vater hier vereinigte.“

Ridolfo schwieg.

„Ihr seyd es nicht, denn Eure Züge“ —

„Sie bedurften hier der Maske nicht, Signora, denn bis hieher dringen nicht die Verrätherblicke meiner Feinde, aus deren Händen ich Euern edeln Vater befreiete.“

„Nun, so vermögt Ihr um so eher mir das Dunkel aufzuklären, in welches Ihr Euch hüllet; o so vertrauet es mir was über meinen Vater verhängt ist!“

„Forschet nicht, Camilla, erwartet das Beste von der Zukunft!“

Camilla's scharfblickendes dunkles Auge las fortwährend in Ridolfo's Zügen, und etwas, das ihr anfangs nur zweifelhaft erschien, befestigte sich mehr und mehr in jedem Augenblicke.

„Kennet Ihr den Abbate Dandolo?“ fragte Camilla zaudernd nach einer Pause.

„Wohl kenn' ich ihn, Signora," erwiederte Ridolfo, indem er eine innere Unruhe durch seine äußere, scheinbar ruhige Haltung kaum noch verbarg; „aber was gemahnt Euch eben jetzt an Den?"

„Vor Kurzem weckte mich aus dem ersten Schlummer das Gebrüll des Donners, welcher diese Mauern erschütterte. Blitze kreuzten ringsumher durch die tiefschwarze Finsterniß und der Sturm winselte und heulte durch die Waldung. Beunruhigt trat ich ans klirrende Fenster, und starrte in die furchtbare Nacht hinaus. Da schimmerte plötzlich aus dem Dunkel des Waldes ein heller Schein zu mir herauf, der näher und näher heranzog. Plötzlich trabten einige Männer mit Fakkeln auf das Schloß zu, und ihren Rossen folgten die vor einem Wagen, welcher rasch über die herabrasselnde Zugbrücke in den innern Schloßhof rollte.

Einen Greis hob man aus dem Wagen, und ich erkannte in ihm den unglücklichen Freund meines Vaters, den Abbate Dandolo."

„Ihr täuschtet Euch nicht," entgegnete Ridolfo, „der Abbate war es."

„Und sein Zögling, Motolesi, lebt noch zu Rom, und kennt das Schicksal seines Oheims nicht"? fragte Camilla abermals mit einem forschenden Blicke.

„Denket nicht ihn, Signora!" entgegnete Ridolfo finster. „Sein Geschick trieb ihn hinaus auf eine schauervolle Bahn. Dort schloß er mit dem Tode einen Bund, das Ungeziefer zu vernichten, welches hier zischend ihn umringte und mit giftigem Hauche die Luft verpestete; und selbst dem Bösen mußte er sich befreunden, um sich nur aufrecht zu erhalten auf dem gefahrvollen Pfade, zu dessen Seiten finstre

Abgründe klafften, in denen die Hölle ihre geheime Werkstatt hatte. Er ward — Bandit!“

„Bandit“?! rief Camilla erbleichend, „Gott! wie ist das möglich! So ist er verloren?!“

„Der Himmel, und seine eigne Thatkraft, hoff' ich, wird ihn retten,“ erwiederte Ridolfo.

„Retten“? seufzte Camilla, „nein! konnte er so tief sinken, so gehe er unter in dieser verderbenschwangern Zeit!“

„Das wünschest Du, Camilla, Du, für die ich ewig leben möchte?“ rief Ridolfo, in seinem Schmerze sich vergessend und zu Camilla's Füßen niederwerfend.

„Fliehe, Unglücklicher!“ weinte Camilla, „fliehe! eines Banditen Freundschaft schändet die Tochter des Foligno!“

„In Deinem Schmerze erkenne ich Deine Liebe!“ sprach Ridolfo sich erhebend. Sey ohne Furcht; denn ich bin keins von jenen feilen Ungeheuern die sich mit Menschenblute mästen. Scheinbar nur schwebt der Fluch des Gesetzes über meinem Haupte; kein unschuldiges Blut, keine Thräne verrathener Redlichkeit rostet auf meinem Dolche. Euch, die Ihr in diesen Mauern weilet, entzog ich der Welt nur darum, weil — Gott sey dafür! — bis hierher nicht die Blicke des Lasters und die Dolche der Verräther dringen werden.“

Versöhnt bot Camilla ihm die Hand. Es war ihr klar geworden, was er für sie und ihren Vater gewagt, welchen Gefahren er sich preisgegeben habe. Doch nun erwachte der Funken ihrer Zärtlichkeit gegen den kühnen Jüngling zur hellen Flamme; kosend warf sie sich in

seine Arme, und beschwor ihn, sich nicht länger Gefahren auszusetzen, die früh oder spät ihn ins unvermeidliche Verderben stürzen würden.

„Getrost, Camilla!“ entgegnete Ridolfo der Bekümmerten, „Recht und Gerechtigkeit siegt ja in jedem Kampfe. Erheitere Dich, erheitere Deinem Vater die Tage, die er hier noch zu verleben gezwungen seyn wird, und sage ihm, mein Oheim werde künftig vereint mit ihm hier leben. Nur noch eine Bitte, Camilla, weile hinfort in deinen Gemächern; nicht länger bin ich Dir zum Schutze hier, und ohne Grenzen ist des Lasters Tücke. Mich treibt's hinaus von Neuem in das wüste, sturmbewegte Leben.“

XII.

Zum Glück Neapels dauerte die Anarchie nur wenige Monden. Östreichs Schaaren zogen in die Mauern der Hauptstadt ein. Nur wenige feste Plätze blieben noch im Besitze der aufrührerischen Kriegsanführer. Auch die Vertriebenen und zahlreichen Raubhorden hatten sich, in der Hast noch plündernd und vernichtend, in ihre Schlupfwinkel zurückgeworfen.

Manchen edlen Neapolitaner, dem die Ehre seines Vaterlandes am Herzen lag, mogte freilich bey dem Anblicke der fremden, stolzen Krieger, welche Zeugen der Schande seines Volkes geworden waren,

ein widriges Gefühl ergreifen; doch sah er sich nicht gezwungen sie zu ehren als die Beschützer seines Königs-Thrones?

Sehr Vieles war jetzt anders in Neapel, ganz anders, als vor wenigen Wochen; noch war das Feuer der Empörung nicht gelöscht, an manchen Orten, wo es still und im Verborgnen fortglomm, war es schwer zu dämpfen.

Unermüdet spähete Ridolfo in Neapel seinen Feinden nach, vergebens; keine Spur von ihnen war zu finden. Schon war er im Begriff die Hauptstadt zu verlassen, um in den Appenninen an der Spitze einer Kriegsschaar Domenico's Banditenhöhle zu zerstören, als das Geschick auf eine andre Weise ihn seinem Ziele entgegenführte.

Eines Abends, als schon auf dem Molo Alles still und leer geworden war, saß Ridolfo noch einsam am Gestade. Im

tiefen Nachdenken versunken, hafteten seine Blicke auf einer Barke, welche vor ihm auf den Wellen tanzte, und Jemanden zur Überfahrt nach einer der Inseln oder der entferntern Küste des Golfes zu erwarten schien. Eben war Ridolfo im Begriff zum Schiffer hinabzueilen, um, wenn das Fahrzeug nicht vermiethet, sich eine Zeitlang auf den monderhellten Wellen zu ergötzen, als ihn von hinten Jemand auf die Schulter klopfte.

„Ich kenn' Euch, Signor Ridolfo!“ rief es leise.

Erschrocken sprang Ridolfo auf, und griff nach seinem Dolche. „Du kennst mich?!“ donnerte er den vor ihm Stehenden an, „was, Teufel, willst Du von mir?“

„Bey'm Styx!“ lachte der Andre, „Ihr seyd von kurzen Nachgedanken; erkennet Ihr in mir nicht Euern guten

Freund Gasparo? Schon an jenem Abend, als Ihr bey'm Capitano Nicolini versprochen hattet, dem Marchese Motolesi das Garaus zu machen, erkannt' ich Euch, aber auch Domenico hegt Argwohn."

„Und Du?" rief Ridolfo, mit gezücktem Dolche auf Gasparo eindringend, „Du willst mich deinem Chef verrathen?"

„Nicht doch, Freund Ridolfo," erwiederte zurückweichend der Angegriffene, „ich verrath' Euch nicht! Ja, wäret Ihr selbst mein Feind, und Euer Tod oder Leben stände in meiner Gewalt, so würd' ich Euch begnadigen, denn in dieser Nacht muß mir mein Erzfeind bluten, mit dem ich keine Hölle und keinen Himmel theilen mag. Freund Ridolfo, Euch will ich meine traurige Geschichte mittheilen, Ihr werdet mich bemitleiden, und mein hartes Schicksal beklagen. Hört mich an, vielleicht seyd Ihr der Einzige, durch wel-

chen meine Geschichte auf die Nachwelt kömmt.“

Auf die obern Stuffen einer Treppe, welche vom Molo an den Strand hinunter führte, zog Gasparo Ridolfo zu sich nieder, und begann:

„Wozu wol Andre nur durch Verführung tiefgesunkener Menschen, oder durch das Treiben seltener, widerwärtiger Schicksale sich gezwungen glauben, — das Banditenhandwerk zu ergreifen, — dazu ward ich bestimmt von Jugend auf.“

„Die frühesten Tage meiner Kindheit verlebte ich in einem finstern kleinen Hause, in welchem ich, ausser meinem Bruder Giuseppo, selten ein menschliches Wesen erblickte.“

„Man hätte glauben sollen, daß die Einsamkeit uns Knaben einander um so lieber und theurer gemacht hätte, allein dieses war nicht im mindesten der Fall.“

„Einen unbezwingbaren Widerwillen gegen einander schien die Natur unsern Herzen eingepflanzt zu haben; kamen wir zuweilen bey unsern kindischen Spielen uns zu nahe, so fielen wir oft wüthend einander an, und konnten dann nie ohne die strengsten Züchtigungen beruhigt werden. Ward der Eine gezüchtigt, so jubelte der Andre, und wurden wir zu gleicher Zeit bestraft, so sahen wir uns höhnisch einander an, und wetteiferten, die meiste Verachtung der Strafe zu bezeigen."

„Zuweilen, gewöhnlich in später Nacht, erschien bey uns ein hoher, finstrer Mann, von strengem, furchterweckendem Ansehn, der stets genau nach unserm Wohlbefinden und unserm Thun und Treiben forschte, wobey ihm aber unsre Alte gemeinlich mit wohlerdachten Lügen hinterging, denn je höher sie unsern Muth und unsre

Kühnheit schilderte, je schwerer war auch stets der Beutel, welchen der Fremde ihr zurückließ."

„Einst, diese Nacht betrachte ich als den Anfang meines Unglücks, trat jener Mann mit Ungestüm in unser Kämmerlein, riss uns hastig vom Lager, und rief mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde; Knaben, wann wollt ihr Männer werden: um euerm Vater gegen die verfluchte Menschheit beizustehn, die ihn am Ende noch besiegen wird! Wachset schnell heran, daß ihr in eures Vaters Fußtapfen tretet, und den Namen Don Ciro auf die Nachwelt bringt, noch nach Jahrhunderten Italien ein Schrecken!"

„Wild preßte mich der Mann, welchen wir nun als Vater kennen lernten, an sein Herz, aber — seine Kleider waren mit nassem Blut befleckt, — ängstlich zog ich mich von ihm zurück. Nicht so

Giuseppo, der meine Furcht verhöhnend den Vater mit Liebkosungen überhäufte.“

„Kurz darauf brachte man uns in ein Jesuiterkloster, wo Pater Nicephoro uns in Moral und Weltgeschichte unterrichtete. Drey Jahre brachten wir in diesem Kloster zu, und schwelgten, nach dem Beispiel unsers Lehrers in der größten Üppigkeit, und hielten jedes Mittel für erlaubt, unsre Begierden zu befriedigen.“

„Nach Ablauf dieser Jahre befahl uns unser Pater, uns zur Abreise zum Don Ciro bereit zu halten. Die Geschichte dieses Wüthrichs ist Euch nicht unbekannt, da Eure unglückliche Familie nur zu sehr in diese verflochten ist; ich und Giuseppo waren seine Söhne, von ihm gezeugt, um seine schreckliche Rache an den Motolesi's fortzusetzen. Einen furchtbaren Eid nahm er uns ab, seinen Befehlen zu gehorchen, und sandte meinen Bruder nach

Neapel, mich aber nach Rom, wo Ihr, Marchese Motolesi, unter meinem Dolche fallen solltet."

„Unglücklicher . Felippo!" seufzte der Marchese, „du mußtest als Opfer dieser Rache fallen!" Gasparo fuhr fort:

„Obgleich der gute Pater Nicephoro es auch mit mir so weit gebracht hatte, daß ich die Blutrache als ein Werk der Pflicht betrachtete, so schauderte ich doch bey dem Gedanken, der Mörder eines edlen jungen Mannes seyn zu sollen, in dessen Lobe man sich kaum erschöpfte."

„Drey Monden kämpfte ich mit mir selbst, aber die Furcht vor meinem Erzeuger siegte. Schon war die Stunde bestimmt, in der Ihr fallen solltet, da rettete Euch das Geschick, denn wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht: Don Ciro sey gefangen; den rastlosen

Bemühungen des Generals Church sey es gelungen, den furchtbaren Räuber zu Scaserba zu überwältigen.“

„Bey dieser Nachricht schleuderte ich den schon gezückten Mordstahl, der ohnfehlbar Euer Herz getroffen haben würde, weit von mir; ich athmete freier von diesem Augenblicke an, und trauerte nicht um das Schicksal eines Vaters, den ich nur fürchten, nicht lieben gelernt hatte.“

„Noch war ich, durch Don Ciro, im Besitze einer Summe von fünftausend Goldstücken; daher entschloß ich mich, in den Handelsstand zn treten.“

„Signor Burbero, ein reicher Kaufherr zu Manfredonia, nahm mich und meine Gelder gern in seinem Geschäfte auf, und versprach mein Glück zu gründen, wenn ich nicht muthwillig dasselbe verscherzen würde.“

„Zwar hatte die Lage, worin ich mich jetzt befand, eben keinen Reiz für mich, doch die Aussicht in eine behaglichere Zukunft verkürzte mir die langen Tage hinter den dicken Rechnungsbüchern, und nach einem mühevollen Jahre war ich der geschickteste von Burbero's Dienern.“

„Gasparo, — sprach eines Tages mein Lehrherr zu mir, — Ihr seyd nun, was Ihr mir zu danken habt, ein tüchtiger Diener des Merkur geworden; Ihr habt nicht, wie wol andere junge Leute Eures Vermögens, dasselbe halb verprasst, noch ehe Ihr etwas verdienen konntet, im Gegentheile ist Euer Vermögen durch meine Vorsicht und Eure Sparsamkeit bedeutend angewachsen; mit einem Worte, Ihr seyd ein Mann, wie ich ihn mir zum Gatten meiner Malgerita, und zum Theilnehmer an meinen Geschäften wünsche. Ich versichere Euch ihrer Hand, und hoffe,

Ihr Leutchen werdet recht glücklich mit einander leben, durch Euer Geld, und durch die liebenswürdigen Eigenschaften, womit Euch Glücklichen die Natur so reich begabt hat."

„Ich vermochte mein Gefühl nicht zu bezwingen, welches sich in einem schallenden Gelächter äußerte."

„Was soll das, Gasparo? — rief mein Lehrherr voll Erstaunen. — Macht das Glück Dich närrisch, oder willst Du mich verhöhnen?"

„Keins von Beidem, — erwiederte ich nun mit Ernst: — gern würde ich Euer zweites Anerbieten mir gefallen lassen, aber mit der Heirath müßtet Ihr mich verschonen."

„Das Wort sollt Ihr bereuen! — rief Burbero, und entfernte sich fluchend und mich verwünschend."

„Gegen Malgeriten aber fühlte ich die größeste Antipathie, obgleich sie mich im Leben nicht beleidigt hatte; vielleicht war es schon eine dunkle Ahnung, daß sie die Ursache meines Unglücks werden würde.“

„Malgerita glich übrigens der Dame Lesbia, die unser alter Sänger Flaccus uns so reizend schildert; und da sich für so liebenswürdige Eigenschaften nicht leicht ein Anbeter nach Burberos Sinne gefunden hatte, so nannte man Malgeriten noch immer eine Jungfrau, als ihr Mund schon zahnlos, und ihr Haupt mit dem Reife des Herbstes überzogen war.“

„So wie man sie aber ein Ideal der Häßlichkeit hätte nennen mögen, war ihre Gesellschafterin, Giovanna, die Tochter eines ehrlichen und armen Rechtsgelehrten, eine Grazie an Schönheit und Liebenswürdigkeit, und der Inbegriff aller meiner Wünsche.“

„Schon war es mein Entschluß, Burbero um die Rückzahlung meiner Gelder anzusuchen, und dann sein Haus auf immer zu verlassen, als mir mein Lehrherr jenen Antrag machte. Nicht mit Unrecht befürchtete ich, er müsse mein Geheimniß entdeckt haben.“

„Burbero verreisete mit seiner Tochter und ließ mich und meine Giovanna allein zurück zur Besorgung des Hauses. O hätte ich die höllische Ursach dieser Reise doch geahnt! Aber so schwamm ich im Meere des Entzückens unaufgehalten dem Strudel meines Unglücks zu. Furchtbar endeten die seligsten Tage meines Lebens.“

„Eine Rosenlaube blühete in Burbero's Gärten. Moos und Steinklee bildeten dort die weichsten Polster und wenn der Mond die Gipfel der Appenninen überstrahlte, und Hesperus durch's Laubdach blickte, so eilte ich mit meiner Flöte, und

Giovanna mit ihrem Saitenspiele, diesem von uns der Liebe geweihten Aufenthalte zu."

„Aber an jenem Abend, der mich vom Gipfel meines Glückes in den Abgrund des tiefsten Elends schleuderte, hatte Giovanna das Saitenspiel im entfernten Gartenzimmer zurückgelassen; ich eilte, es ihr zu bringen. In demselben Augenblicke, als ich das tönende Instrument ergriff, glaubte ich einen angstvollen leisen Ruf zu hören. Meine Gedanken weilten nur bey der Geliebten; nur von ihr, glaubte ich, könne der Ruf des Schreckens ausgegangen seyn. Ich flog hinzu, sie zu beschützen."

„Ohne Regung sah ich sie schon von Weitem auf den Rasen hingestreckt. Ihr weisser Schleier war über Gesicht und Brust herabgesunken; — blutig war der Schleier. Ich riß ihn mit zitternder

Hand hinweg, und — seht, Freund Ridolfo! — dieser Mordstahl stach in Giovanna's Busen. An seinem Griffe steht der Name: Massaroni. Daneben leset Ihr jetzt auch die Worte: Vendetta di Gasparo, und er war, und wird das Werkzeug meiner Rache seyn."

„Noch hielt ich am andern Morgen, halb bewußtlos, den theuern Leichnam in meinen Armen, als die Schritte eines Nahenden mich aus meiner dumpfen Verzweiflung weckten. Es war Burbero, in der Ferne folgten ihm einige Sbirren. So hatte der verruchte Graukopf meinen Untergang beschlossen. Wüthend sprang ich auf ihn zu, und stieß ihm Massaroni's Dolch in das verrätherische Herz."

„Zwar entkam ich glücklich, doch rastlos irrte ich im Gebirg' umher, bis alle meine Kraft erschöpft war, und ich fast sinnlos zu Boden sank."

„Domenico's Genossen fanden mich, und führten mich in ihre unterirdische Felsenburg, wo ich zu ihrem Bunde schwor, da zwischen ihnen und Massaroni eine Feindschaft herrschte, die mir die günstigste Gelegenheit versprach, an jenem mich zu rächen. Allein alle meine Bemühungen und Versuche waren bis jetzt vergebens. Schon hörtet Ihr, wie Massaroni mich behandelte, als ich ihn einst zum Zweikampf foderte; noch einmal, vor Kurzem, war ich sein Gefangener."

„Hier auf dem Molo war es, wo ich ihn spät Abends antraf, umringt von einer Rotte Lazaroni's, denen er Geld für Waffen zuwarf. Kaum hatte ich ihn erkannt, als ich ein Pistol auf ihn abfeuerte. Vergebens! die Kugel hatte ihn nicht getroffen. Ich wollte fliehen, doch im eig'nen Mantel mich verwickelnd, stürzte ich zu Boden. So gerieth ich

zum zweitenmale in die Gewalt meines fürchterlichsten Feindes. Gefesselt und mit verbundenen Augen, brachte man mich in eine Barke, welche alsbald in See stach. Gegen Tages-Anbruch warf man Anker, und rastete in einer düstern Höhle dicht am Meeresstrande, bis zum Abende. Einer der marterndsten Tage meines Lebens! Gefesselt, Rache schnaubend, lag ich in ohnmächtiger Wuth nicht fern von meinem tiefschlummernden Todfeinde; hätten meine Blicke ihn durchbohren, hätte mein Hauch die Luft verpesten können, die er athmete, er lebte heut' nicht mehr"!

„Am Abend ward die Reise auf Maulthieren fortgesetzt. Um Mitternacht fiel die Binde von meinen Augen. Die alte Halle mit den hohen spitzen Fenstern, und ausgehauenen Steinen an Wand und Boden, worin ich mich jetzt befand,

schien der Kirche eines verfallenen Klosters anzugehören. Zwey Männer, im roth und gelb gestreiften Mantel, mit blauen Kappen, standen neben mir, und zeigten mir drohend die gespannten Terzerole. Ich wandte meinen Blick zu Boden, und achtete weiter nicht auf sie. Eine grauenhafte Stille herrschte um uns her, zuweilen unterbrochen durch dumpfe Posaunenstöße, welche aus der Tiefe heraufzuschallen schienen. Nach einer langen Stunde, die selbst meine Wächter ungeduldig machte, mochten diese ein Signal erhalten haben; mit leichter Mühe schoben sie mitten in der Halle einen großen Leichenstein zurück, und führten mich auf einer finstern Windeltreppe hinab in eine bodenlose Tiefe."

„Ich wußte, was ich zu erwarten hatte, und die Scene, welche nun folgte, war mir nicht unbekannt. Ich stand vor

einem Blutgerichte der Decisi, *) in welchem Massaroni den Vorsitz hatte.

„Man machte mit mir nicht lange Federlesen. Mein Urtheil war von den Registratoren des Todes**) unterzeichnet; zwey Mitglieder der Gesellschaft traten vor, um mich zu richten. Auf das erste Zeichen der Posaune zogen sie die Dolche, indem ein Andrer mir die Brust entblößte; auf das zweite Zeichen erhoben sie den Mordstahl, und erwarteten jetzt das Signal des Todes, als Massaroni plötzlich von seinem Sitze aufsprang, und

*) Decisi waren Menschen, die schon vor dem Ausbruche der Revolution ihrer Verbrechen wegen aus dem Neapolitanischen vertrieben waren. Ihr furchtbarster Anführer war früher Don Ciro Annichiarico. Der Raum verhindert es, mehreres aus der Geschichte dieses Wüthrichs zu erwähnen, den, so wie auch späterhin den Massaroni, das gemeine Volk für kugelfest hielt.

**) So pflegten die Decisi sich zu nennen.

mit rascher Stimme: Halt! gebot. Mit dem Ausdrucke des Erstaunens trat er auf mich zu, und las auf meiner Brust die Worte: Tristezza, morte, *) — die seit meiner Kindheit darauf eingegraben waren. Es waren Don Ciro's Losungsworte."

„Lange stand Massaroni sinnend da: „Diese Worte retten Dich"! — rief er mir endlich zu, und drückte heftig seine Faust auf meine Brust: — „Nicht um Deinetwillen schenk' ich Dir das Leben! Aber wagst Du es, zum dritten Male gegen mich zu freveln, so sollen keine zehn Teufel Dich vom Untergange retten"!

„Als Massaroni so vor mir stand, fielen mir bey seinem Anblicke wieder unwillkührlich die Züge Giuseppo's, meines

*) Tod und Verderben!

Bruders, ein, und schon schwebte auf meinen Lippen eine Frage, aber sie erstarb im selben Augenblicke, und trotzig wandte ich mich von meinem Feinde ab; denn die Bestätigung meines Vermuthens machte mich ja nur zum Brudermörder. Man verhüllte mir die Augen und führte mich zurück, wie man mich hingeführt.“

XIII.

So weit hatte der Bandit geredet. Während des Erzählens blickte er stets ängstlich forschend über die menschenleere Ebene des Molo hin. „Freund,“ flüsterte er endlich rasch emporspringend, „seht Ihr dort den Mantel flattern? Er ist's! Massaroni ist es! Still, mein Freund, lasst Euern Stahl in Ruhe; allein will ich den Sieg erringen über dieses Ungeheuer.“

Gasparo schlich hinab zum Strande, Ridolfo aber zog sich in den Schatten der Mauer zurück, welche längs dem Molo hinläuft, und sah gleich darauf den Massaroni zum Strande hinuntereilen.

Als die Tritte Massaroni's verschollen waren, bog sich Ridolfo über die Mauer hinaus, und erblickte schon im hellen Mondenlichte die Banditen im fürchterlichen Kampfe. In leuchtenden Schwingungen blitzten die Klingen ihrer Dolche, und Keiner ward des andern Meister. Ihre Mäntel lagen, gleichsam zum Todtenlager auf dem Ufersande ausgebreitet.

Nicht vermogte Ridolfo sich zu halten. Ein Terzerol hervorreissend flog er an den Strand hinab. Da scholl ihm ein greller Ruf entgegen; beide Banditen lagen auf ihren Mänteln, Massaroni in den Zuckungen des Todes, Gasparo's Dolch tief in der Brust, und auch dieser, vom eig'nen und von seines Feindes Blute überströmt.

„Ridolfo," sprach Gasparo, „er ist hin, ich sterbe ruhig; Verbrechen lasten nicht auf meiner Seele! — Lasset mich, wenn ich todt bin, in's Meer versenken und —

eilet nach Nisida, — eine Höllenthat zu verhindern, — noch ist es Zeit. — Ach! Ridolfo, die Rache ist süß, und von der Welt scheide ich gern, aber — der Tod ist bitter.“

Gasparo's Haupt sank an die Brust des neben ihm ruhenden Feindes; da öffnete er noch einmal seine Lippen: „Brudermörder! “ rief er matt und leise, und schien sie dann geschlossen zu haben für immer.

Schaudernd wandte sich Ridolfo weg von diesem grauenvollen Racheopfer, und befahl dem unterdessen herbeigekommenen Fischer die Leichen in's Meer zu tragen.

Als dieses Geschäft beendigt war fragte der alte Fischer: „Nun wie ist's, Signore, fahret Ihr jetzt mit nach Nisida, statt dessen, den wir eben den Fluthen übergaben? “

Schweigend nahm Ridolfo in der Barke Platz, und rasch glitt diese über des Meeres Spiegelfläche dem schönen Eilande zu.

Massaroni's blutiger, durchlöcherter Mantel lag auf dem Sitze des Fischers, und auch die Kappe des Banditen. Gedankenvoll betrachtete Ridolfo Beides, und fragte dann den Alten: „Wozu mein Freund“?

„Nun wozu“? erwiederte der Fischer: „ich werde die Lappen nicht behalten. Aber seht, wenn die Geschichte dieser Nacht nun in Neapel kund wird, so biete ich meinen Massaroni-Mantel öffentlich zum Kauf, und irgend ein Patron, welcher Geschmack an solchen Seltenheiten findet, kauft um theuern Preis das Stück für seine Sammlung.“

„Hm“! erwiederte Ridolfo: „ich könnt' ihn auch vielleicht gebrauchen.“

„Nun so behaltet ihn. Ihr könnt mir nach Belieben dafür zahlen. Glaubt mir, Signor, unser Eins hat ein gar saures Brod; und wenn man nicht zuweilen noch im Trüben fischte, so hätte man bey aller Last und Mühe kaum Salz zum lieben Brodte. Freilich in dieser Zeit ging's gut; da hab' ich nach Nisida hinaus schon manche blanke Zechine davongetragen. Aber man muß auch schweigen können."

„Bist wol heute schon einmal nach Nisida gerudert"? fragte Ridolfo, behutsam forschend.

„Seit vierundzwanzig Stunden nicht," erwiederte der Schiffer.

„Wen brachtest Du denn hin"?

„Den Signor Valerio. Ihr wißt's vielleicht wol nicht, daß jenem dort ein schönes Landhaus zu eigen ist"!

„Den Valerio“?! rief Ridolfo überrascht; aber mit dem Anschein der Gleichgültigkeit setzte er hinzu: „Nein, das wußte ich nicht. Also den Signor Valerio schiffstest Du hinüber; war jener denn allein“?

Der Alte legte den Finger auf den Mund und schwieg.

„Hier Alter, zehn Zechinen für den zerfetzten Mantel, nimm!“

„Dank' Euch“! erwiederte der Fischer. „Nehmt meinethalben die Kappe in den Kauf.“

„War's der Capitano Nicolini, mit dem Valerio fuhr? War's Signor Cornaro? War's Don“ —

„Ach nein, Keiner von denen,“ sprach der Alte unwillig mit dem Haupte schüttelnd — „es war, — nun, im Vertraun sey's Euch gesagt — es war ein Weib.“

„Pah“! rief Ridolfo, „Signor Valerio hat seinen Zeitvertreib geändert; nun er dem Staate nicht mehr schaden kann, thut er's vielleicht den Weibern“!

„In Wahrheit, Signor,“ sprach mitleidig der Alte, „die arme Kleine dauerte mich sehr. Sie saß so stumm, in sich versunken da, und rang zuweilen die Hände, und erseufzte tief. Aber, was rede ich denn, was geht das Euch an; und wenn's der Valerio am End' erfährt, daß ich so thörig geschwatzt, so — er machte die Pantomime des Erdolchens — ist's um mich geschehn“!

Bald glänzte Valerio's Landhaus, vom Monde hell beleuchtet, den Schiffenden entgegen. Die Barke stieß an's Land, und Ridolfo, sich in den Massaroni-Mantel wickelnd, schritt auf das Landhaus zu.

Tiefes Misbehagen im weinglühenden Angesichte schritt Valerio vor seinem Landhause auf und nieder, als Ridolfo sich ihm näherte.

„Zur rechten Stunde“! rief ihm Valerio entgegen. „Sprich Massaroni, was würdest Du thun in meiner Lage, da alle Versuche, das Täubchen kirr zu machen, mir nicht gelingen wollen? Soll ich es fliehen lassen; daß es zurückflöge nach dem alten Ascoli, zum Giurlandi, dem es der Schurke, der Ridolfo, für meine Zechinen überlieferte? Rasend werden möchte ich bey dem Gedanken! Nein, nein! Manch stilles kühles Plätzchen, wo es sich sanft ruhen läßt, giebt es hier auf Nisida; meinst Du nicht, Massaroni“?

Wie ein Blitz drangen diese Worte in Ridolfo's Herz. — Camilla, die er in seines Freundes altem abgelegnen Schlosse

so sicher wähnte, war von den Buben ausgespürt, und geraubt zu Schmach und Qual! — Zitternd fuhr seine Hand schon nach dem Dolche um ihn dem schändlichen Valerio in's Herz zu stoßen; da strich ein kühler Seewind an seinem Haupt vorüber, und eine Stimme schien ihm zuzuflüstern, welche die Gluth in seinem Innern dämpfte.

„Ja, ja"! — rief er schnell gefaßt: — Ihr habt Recht, Valerio! Aber, was Teufel! denkt Ihr jetzt an solche Lumpereien, da wol wichtigere Gegenstände Euern Geist in Anspruch nehmen könnten"!

„Wie, Massaroni"? — entgegnete Valerio: — „meinst Du, daß ich müssig, hier nur dem Vergnügen fröhne? Nein, bey meiner Ehre! Noch ehe des Mondes Scheibe sich gefüllt hat, giebt's auf Nisida ein Fest, ein Fest, wo es

so lustig hergehn soll, daß alle Teufel der Hölle daran Antheil nehmen möchten! Doch genug für jetzt; Du bedarfst der Ruhe, Morgen woll'n wir weiter davon reden."

„Morgen"? entgegnete Ribolfo. „Noch in dieser Nacht muß ich zurück; es rufen wichtige Geschäfte mich nach Neapel. Wenn also Euer Täubchen .... Ihr versteht mich."

„Noch nicht, in dieser Nacht noch nicht; wir haben ja hier keine Entdeckung zu befürchten."

„Wer weiß! Doch hört, Valerio, wenn ich Euch Morgen tausend Scudi für das Mädchen bringe, wollt Ihr sie mir"...

„Mit Freuden Massaroni! Dir mit Freuden, aber vertrödeltest Du sie wieder dem Zavero" —

„Valerio! So redet Ihr zu mir“?! rief Ridolfo, in scheinbarer Unwilligkeit.

„Nun, nun“! besänftigte Valerio: „der Handel ist geschlossen. Geh, hole Dir dein Liebchen. Dort in der Bachushalle über dem Weinkeller, den deine Zechinen mir erst füllen sollen, hab' ich sie vorhin eingeschlossen. Hier ist der Schlüssel.“

Vor Freude zitternd nahm Ridolfo den Dargereichten. Hätte ihm St. Peter den Paradieses-Schlüssel eingehändigt, beglückter würde Ridolfo nicht gewesen seyn.

Valerio wollte den vermeinten Massaroni zur Halle hinbegleiten. „Nicht doch“! rief dieser aber: „bin schon schlimmre Wege allein gegangen, und hier bedarf ich Eures Beistands wol am wenigsten; auf Wiedersehn Valerio“!

Lachend eilte dieser von dannen; bebend vor Ungeduld stürmte Ridolfo der Halle zu.

Er trat ein. Camilla lag mit geschlossenen Augen auf dem Ruhebette; sanfter, vielleicht lang' entbehrter Schlummer schien sie zu erquicken. Ihre lieblichen Gesichtszüge strahlten eine Ruhe, die bey einem so grausamen Geschicke nur der Traumgott hervorzaubern konnte.

Ridolfo warf den Mantel von sich und schnallte den Gürtel ab, um nicht durch das Furchtbare seiner Außenseite die Erwachte zu schrecken; dann nahte er sich mit leisen Tritten, kniete nieder vor der Schlafenden und hauchte mit sanfter Stimme ihren Namen zu ihr empor.

Sie erwachte mit einem Lächeln und streckte Ridolfo ihre Hand entgegen, die er mit Inbrunst an seine Lippen drückte. „Komm“! rief er, „komm, daß ich Dich aus dieser Mördergrube rette.“

„O mein Geliebter“! rief Camilla, und sank weinend in die Arme ihres Freundes.

In demselben Augenblicke lugte Valerio laut lachend hinter dem weinumbuschten Gitter. Ridolfo schauderte zusammen, denn er glaubte sich verrathen; er umschlang die bebende Camilla, raffte seine Dolche und Terzerole vom Boden auf, schlug den blutigen Massaroni-Mantel über, und eilte sturmschnell aus der Halle. Doch seine Furcht war unnütz; Valerio hatte ihn im trügerischen Lichte nicht erkannt. „Massaroni, Du bist ein Teufelskerl“! brüllte er dem Davoneilen-

den nach. „Nun wohl bekomm's; aber kehre bald zurück und löse dein Versprechen“!

Ohne etwas zu erwiedern, eilte Ridolfo seiner Barke zu.

XIV.

Schnarchend lag der Schiffer in seinem Fahrzeuge; mit Mühe ermunterte ihn Ridolfo.

„Nun wird's zu arg!“ brummte der Alte, „Tag und Nacht nicht Ruh; wann wird dieses rastlose Treiben einmal enden!“

„Fort, Alter, fort!“ rief Ridolfo ungeduldig.

„Merk's wohl,“ entgegnete der Fischer, „der Sperber fängt das Täubchen, der Falke jagt's ihm wieder ab. Aber der Teufel fahre vor Tages Anbruch nach Neapel, ich nicht! Seht Ihr nicht die falben Wölkchen neben dem erbleichenden

Monde aufhüpfen? Wir erreichen nicht den Golf, bis uns der Sturm ereilt."

„Fort, fort, hinüber!"

„Nicht von der Stelle, mein Leben ist mir lieb, so alt ich bin."

„Du willst nicht, Zaghafter?" rief Ridolfo, dem Schiffer sein Terzerol entgegenstreckend, „wähle, Du fährst, — oder Du bist des Todes!"

„Wer seyd Ihr," rief der Alte, „daß Ihr mir so zu drohen waget? Mancher elende Wicht nimmt sich's in dieser Zeit heraus, gewaltig zu befehlen, und Drohungen auszustoßen, die nur an ihm selbst erfüllt werden."

„Ich bin der Bandit Ridolfo! Glaubst Du, ein so elendes Leben als das Deinige, werde mir etwas kosten?"

„Ja wohl, elendes Leben", seufzte der Alte, „aber ich will es nicht noch elender

machen, indem ich die verrathe, denen ich Treue schuldig bin. In diesem Augenblicke erkannte ich die Signora, und bis zum letzten Hauche will ich sie beschützen."

„So zögere nicht, das Steuer zu ergreifen!" rief Camilla bittend.

„Ihr folget also freiwillig? Und Ihr wollt es wagen, Euch dem Sturme entgegenzuwerfen? Nun, dann bin ich bereit."

Rasch sprang der Schiffer an's Steuer, gab der zitternden Camilla seinen weiten Mantel, der ihm Nachts in seiner Barke zum Lager zu dienen pflegte, zur Bedekkung, und tröstete: „Noch ist es möglich vor dem Ungewitter die Küste zu erreichen."

Kräftig griff Ridolfo mit dem Ruder in die Wellen, welche indessen mit jedem Augenblicke höher den Bord umspülten. Schwarze Wolken geisselte der hohle Süd

am Horizonte herauf, und fürchterlich be-gann es zu rauschen in der Tiefe des Mee-res. Hinunter und wieder herausgeschleu-dert von sich thürmenden Wellen ward das leichte Fahrzeug, und unaufhaltsam trieb es dem Meerbusen von Terracina zu. Als die Morgendämmerung hereinbrach, sah man den Hafen dieser Stadt dicht vor sich liegen.

„Der Himmel war uns nicht günstig,“ sprach erschöpft der Schiffer, „die Barke ist stark beschädigt, zu Terracina müssen wir an's Land.“

„Gott!“ seufzte Camilla, wohin soll ich in dieser mir ganz unbekannten Stadt? Und welche Last bereit' ich Euch, Ridolfo!“

„Sorget nicht,“ fuhr der Schiffer fort, „Signora, Ihr sollt hier gut aufgehoben seyn, bey meiner Schwester, keine Pflege soll Euch mangeln.“

„Vertrauest Du ihm, Camilla“? fragte Ridolfo die Leidende.

„Bin ich nicht dazu gezwungen?“ entgegnete Camilla sich zu ermuthigen strebend.

„Ich wage es, Dir die Tochter des Conte di Foligno zu vertrauen,“ sprach Ridolfo. Suche dieses Vertrauen nicht zu täuschen, denn ich werde Dich und die Signora stets bewachen. Wehe Dir, wenn Du Terracina verlässest, ehe ich's Dir befehle!“

Ridolfo begleitete Camilla zu der verheissenen Freistatt, und da er seine Hoffnungen in Rücksicht derselben nicht getäuscht sah, so schied er beruhigt von dem alten Schiffer mit einem herzlichen Händedruck.

Mit der Hoffnung, bald das Ende so vieler Schreckenstage vor sich zu sehen, entschlummerte Camilla.

Ridolfo schritt am Abende in den düstern Gassen von Terracina mißmuthig auf und nieder. Der Schiffer hatte ihm erklärt, drey Tage würden zur Herstellung der Barke nöthig seyn, und wenn er früher nach Neapel zurückkehren wolle, so möge er ein anderes Fahrzeug miethen; doch würde er die Signora jetzt nicht ohne Gefahr die Reise antreten lassen können.

Da aber Ridolfo es nicht wagte, den Alten sich selbst zu überlassen, ehe er hinreichende Beweise von dessen Treue hätte, so zog er es vor, lieber noch einige Tage in Terracina zu verweilen.

Eben näherte er sich der Wohnung des Schiffers, um sich selbst von Camilla's Zustande zu überzeugen, als ihm plötzlich zwey nicht unbekannte Gestalten entgegentraten.

Erschrocken über dies unerwartete Begegnen suchte Ridolfo sein Gesicht von jenen abzuwenden, aber schon hatten sie ihn erkannt.

„Bruder Ridolfo," rief der Eine, „wir glaubten Dich zu Neapel an der Seite unsers Hauptmanns, was führte Dich hieher nach Terracina? Schon seit mehrern Tagen sind Alle in die Gegend von Possuolo hinabberufen zu einem großen Unternehmen; wir allein müssen das Haus bewahren."

„Und doch find' ich Euch hier in Terracina?" fragte Ridolfo, welcher nun sah, daß die Räuber sein jetziges Verhältniß zu Domenico nicht kannten, „wo ist jetzt Giacinta?"

„Seit mehren Wochen hat sie die Felsenburg nicht verlassen. Dort hauset sie mit dem Don Pedro, und ihrer großen

Zuneigung zu diesem Herrn verdanken wir's, daß Du uns jetzt in Terracina findest."

„Wie lange gedenket Ihr Euch denn hier aufzuhalten?" forschte Ridolfo weiter."

„Das Fest St. Michaels wollen wir hier feiern," entgegneten die Räuber.

„So sehen wir uns noch wieder," — sprach Ridolfo, — „gehabt Euch wohl!"

Er warf sich aufs Lager, aber der Schlaf floh seine Augen. Gräßliche Pläne beschäftigten seine Phantasie; Gedanken der Rache, die zwar sein und vieler Anderer Wohl bezweckten, aber ihn dennoch in Stunden der Ruhe mit einer unnennbaren Angst erfüllten. Denn Gerechtigkeit, blutige Gerechtigkeit zu üben, ist auch für den Gerechten oft eine traurige, das Gemüth tief erschütternde Pflicht,

wenn nicht sein Herz verhärtet, und seine Brust unzugänglich ist für menschliches Wohl und Wehe. Ridolfo fühlte sich berufen, diese Gerechtigkeit zu üben, doch nur nach einem schweren Kampfe drückte er die seiner Rache widerstrebenden Gefühle nieder.

XV.

Mit Sonnenaufgang stand Ridolfo vom Lager auf, und bestellte Maulthiere und einen Führer, der ihn auf den nächsten Wegen nach Sora geleiten könne.

Es war sein Plan, da die Gelegenheit sich ihm so günstig darbot, die Räuberhöhle in den Appenninen den päbstlichen Grenzsoldaten zu überliefern; vorher aber wollte er noch einmal mit Giacinten reden, ehe er sie den Händen der rächenden Nemesis überliesse.

Es dunkelte bereits, als er mit seinem Führer zu Sora angelangte; doch setzte er rastlos noch in derselben Stunde seine

Reise weiter fort, und kam erst in finstrer Nacht, auf den ihm nicht einmal genau bekannten unwegsamen Gebirgs-Pfaden, vor dem unterirdischen Aufenthalte des Lasters und des Verbrechens an.

Auf das gewöhnliche Zeichen öffnete der Spanier den Eingang, und neben ihm hinein schritt unerkannt der Rächer mit gezücktem Dolche.

Starres Entsetzen bemeisterte sich des weiblichen Ungeheuers als es den Todtgeglaubten so plötzlich vor sich sah. Eine Todesahnung bebte durch Giacinta's Glieder, und mit beklommener Stimme rief sie den Spanier zur Hülfe. Eilig erschien Don Pedro in dem Gemache; als er nun auch den Fremdling erblickte, der mit furchtbaren Blicken einen Angriff von ihm zu erwarten schien, da versuchte er zu entfliehen, und würde ohne Bedenken,

um sich nur selbst zu retten, seine Buhlin verlassen haben, hätte nicht Ridolfo durch eine rasche Wendung ihm den Weg vertreten.

In diesem Augenblicke aber raffte der Spanier alle Entschlossenheit zusammen, deren seine niedrige Seele nur fähig war. „Täuschen mich nicht meine Sinne,“ begann er mit erzwungener Grandezza, „so erkenne ich in Euch den Marchese Motolesi, der sich, gleich wie ich, ohnlängst in dieses Räubernest verirrte, und zu der Befreundung mit diesen Verräthern der Menschheit gezwungen ward. Ihr brechet jetzt den Euch abgedrungenen Schwur, wie auch ich es bey der ersten günstigen Gelegenheit zu thun beschlossen hatte, und versuchet es nun Euch zu bereichern auf Kosten Eurer Feinde. Wohlan denn! ich will Euch daran nicht hindern; doch mir gebührt dann auch ein Theil der

Beute. Nichts hindert unser Unternehmen, denn diese Schlange zertrete ich, wenn es Euer Wille ist, mit meinen Füßen!“

Mit Staunen hörte Ridolfo diese Worte des verrätherischen Spaniers. „Elender!“ sprach er zornig, „glaubst Du, schnöde Habgier leite mich hieher? Den Händen der Gerechtigkeit will ich Dich und deine Buhlin überliefern, und keinen Scudo dieses blutigen hier aufbewahrten Mammons soll meine Hand berühren. Auf, Don Pedro! auf, Giacinta! Am Wege nach Sora erwarten Euch die päbstlichen Grenzsoldaten!“

Während Ridolfo nur den Spanier in Obacht hatte, war es Giacinten gelungen, sich eines geladenen Terzerols zu bemächtigen, und es dem Don Pedro darzureichen. Da blitzte ein infernalisches Feuer aus seinen Augen; aber dem scharfblickenden Ridolfo entging dies nicht,

rasch schlug er den Mantel von seinem Arme, und als eben der Spanier das Terzerol erhob, da krachte schon das Seine, und mit einem grellen Schmerzensrufe sank Don Pedro blutend zu Giacinta's Füßen nieder.

„Du rächst Dich brav, Ridolfo“! rief Giacinta, nach einer langen Pause voll Entsetzen, „grausamer vermochtest Du es nicht. Sieh, wie der Elende sich am Boden krümmt, des Augenlichts beraubt! Was hilft ihm noch das Leben, von nun an ihm die fürchterlichste Last? O mache es nicht so schlimm mit mir, gieb mir den Todesstoß im Nu, und laß mich ohne Qual aus diesem Leben scheiden, wenn Du auch meinen Untergang beschlossen hast“!

Nur die letzten Worte Giacintens trafen Ridolfo's Ohr. Er sahe nur den Spanier, der im grausen Schmerze die

Faust in die zernichteten Augen drückte, den Boden um sich her mit schwarzem Blute besudelte, und mit schwerer Zunge nach Gift lechzte um seinen Schmerz darin zu stillen.

„Gieb ihm was er verlangt!“ sprach Ridolfo schaudernd zu Giacinten. „Du aber folgst mir. Dich übergeb' ich den päbstlichen Grenzsoldaten.“

„Nimmermehr“! rief Giacinta: „Sey barmherzig, gieb mir hier den Tod! Zu sterben, — fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, und neues Feuer blitzten ihre Augen — zu sterben kann ja kein Mensch den Menschen hindern“!

„Gift, Gift“! stammelte Don Pedro am Boden; „habt Erbarmen“!

Giacinta trat zu dem schwarzbehangenen Tische, der im Gemache stand, lüftete die Decke, und kehrte dann zu dem Spa-

nier zurück; ließ sich neben ihm in seinem Blute nieder, öffnete eine Phiole, und mit langen Zügen sog Pedro das schmerzstillende, todtbringende Gift in sich hinab.

„Noch ist dies Schauspiel, deine Augenweide, nicht geendet“! sprach Giacinta, und trat von neuem zu dem Tische: „Hier, dieses Fläschchen soll meine Schmerzen stillen, soll mich der Schande, die Du mir bereiten willst, entziehen“!

Ridolfo konnte und wollte es nicht hindern, als Giacinta die Phiole leerte.

„Es ist geschehn,“ sprach sie darauf mit scheinbarer Ruhe: „dem Tode bin ich näher als dem Leben. Darum, Ridolfo, gewähre mir meine letzte Bitte; es ist ja Pflicht dem Sterbenden die Gewährung seiner Wünsche nicht zu versagen. Dort im Seitengemache findest Du dein Vermächtniß; es nicht zurückzustoßen, ist

die einzige Bitte, die ich noch an Dich habe."

Ridolfo trat erwartungsvoll in das Seitengemach; das Lallen eines Kindes scholl ihm daraus entgegen, und weinend streckte ein Säugling seine Ärmchen nach ihm aus.

Giacinta war auf das Ruhebett hingesunken; als Ridolfo wiederkehrte sprang sie auf, und riß ungestüm das Kind aus seinen Armen. Weinend preßte sie es an ihre Brust, aber in demselben Augenblicke stieß sie es auch mit Abscheu von sich. „Fort vor meinem Angesichte mit dem elenden Bastard"! rief sie zornig: „sein Erzeuger ward Verräther an mir und ihm"!

Ridolfo nahm das Kind, und hüllte es schützend in seinen Mantel.

„Nehmt Euch des Verlassenen an"! fuhr Giacinta sanfter fort, „denn Dome-

nico's Untergang ist mir gewiß. Auch Ihr, Ridolfo, könntet ja sein Vater seyn, wenn es des Schicksals Wille gewesen wäre."

Sie wickelte ihr Haupt in ihren Schleier, beugte sich auf's Lager nieder, und verstummte. Von Entsetzen ergriffen wankte Ridolfo mit dem weinenden Kinde dem Ausgange der Höhle zu.

Dort lagerte er sich auf einem bemoos'ten Felsen. Einen düstern Blick warf er in die Vergangenheit. Giacinta's Worte: „Auch Du könntest der Vater dieses Kindes seyn," tönten wie ein ernster Richterspruch in sein Innres, und gemahnten ihn durch ein unheimliches Gefühl an sein früheres Verhältniß zu der Gerichteten. Er glaubte zu weit gegangen zu seyn in seiner Rache, denn Giacinta war ja nur ein Weib; statt sie den Händen weltlicher Richter überliefern zu wollen,

konnte er sie ja in ein Kloster führen, wo sie nach Jahren vielleicht als fromme Büßerin aus dem Leben geschieden wäre. „Wer machte Dich zu ihrem Richter?“ fragte er sich selbst in diesen Zweifeln; „war es nicht Rachsucht, die dich in diese Höhle des Verbrechens trieb, oder war es allein der Wille Gerechtigkeit zu üben?“

Wohl mußte Ridolfo es sich gestehen daß beide Beweggründe in seiner Handlungsweise vereinigt waren, und es tröstete ihn, daß Giacinta nicht eigentlich als das Opfer seiner Rache, sondern durch sich selbst, unter der Last ihrer gegen die Menschheit verwirkten Schuld, gefallen war.

Die halbe Nacht hindurch irrte mit dem weinenden Kinde Ridolfo im Gebirg' umher, bis er sich mit Anbruch der Morgendämmrung in der Gegend der Villa des Alessandro erblickte. Er beschloß dort

einzukehren, und, wenn Alessandro gegenwärtig wäre, selbst sich diesem zu entdecken, da in dieser Gegend keine Gefahr mehr für ihn statt fand, und er auch bald als öffentlicher Widersacher der Banditen auftreten zu können glaubte.

XVI.

Signor Alessandro hatte gleich nach seiner Befreiung aus den Händen der Räuber den Aufenthalt auf seiner Villa mit dem in Rom gewechselt. Das Gemälde, welches er in den Appenninen zu entwerfen gezwungen wurde, hatte er vollendet, aber es nicht dem Räuberchef überliefert, der auch keine Anmahnung deshalb ergehen ließ. Eine Abtheilung päbstlicher Soldaten hielt seit jener Zeit Alessandro's Villa gegen den Angriff der Räuber gesichert.

Wie die Blumen des Herbstes schien Luigia dem Grabe zuzuwelken. Der Verlust des geliebten Freundes hatte ihr In-

neres tief erschüttert, und den sonst so heitern Lebensquell in ihrer Brust getrübt. Die Erde hatte ihren Reiz für sie verloren, und oft flehete sie zum Himmel um Vereinigung mit dem Geliebten.

Die milden Tage des Herbstes hatten Alessandro bewogen noch einige Zeit auf seiner Villa zuzubringen, da die Sicherheit jetzt nicht gefährdet schien, und weil er hoffte, daß die freie Natur einen wohlthätigen Einfluß auf den trüben Zustand seiner Tochter haben würde.

Doch hierin hatte Alessandro sich getäuscht. Dort erhielten Luigias Schwärmereien eine noch identischere Richtung, und überall folgte ihr der Gedanke an eine baldige geistige Vereinigung mit dem Geliebten.

Oft sang sie für sich mit leiser Stimme die Bilder, welche ihre Phantasie beschäftigten. So entquollen einst, als sie in

einer hellen Mondnacht durch die Gärten der Villa wandelte, ihren Lippen diese Worte:

Guter Mond in blauer Höhe,
Tausendmal begrüß' ich dich!
Wenn ich dich dort wandeln sehe,
Tröstet milde Hoffnung mich.

Blickst aus stillem Friedenslande
In die öde Erdennacht,
Winkest Gruß und Kuß zum Pfande,
Daß mein Liebling oben wacht.

Ach! Mich fesseln noch die Bande
Die den Staub dem Staube weih'n,
Fern bin ich vom Friedenslande,
Von des Lichtreichs Himmelsschein.

Doch — bald sinkt die Fessel nieder,
Und der Geist schwingt sich empor;
Hell ertönen Jubellieder
Durch des Himmels goldnes Thor,

Und auf lichten Blumenwegen
Wo der Kummer nicht mehr weint,
Eilt der Geist dem Geist' entgegen,
Liebend, ewig dann vereint.

Als die Töne dieses Liedes eben mit einem freudigen, von hoffnungbewegter

Stimme erzeugten Nachhalle in der stillen Nacht verklungen waren, rief es plötzlich mit leiser, gedämpfter Stimme: Luigia!

Einen Geisterruf glaubte Luigia zu vernehmen; ihre Blicke richteten sich nach Oben. Da umfingen sie liebende Arme; sie blickte um sich, und sank bewußtlos — an Theobalds Brust.

Bald blüheten die Rosen der Gesundheit wieder auf Luigia's Wangen, und glücklich war sie im ungestörten Besitze des Geliebten. Nicht so beglückt schien Theobald, denn, wenn er von den blutigen Auftritten in Neapel erzählen hörte, umwölkte sich seine Stirn, und er nahm daran einen weit wärmern Antheil, als es von dem Ausländer zu erwarten stand.

Die Ursach seines Verschwindens konnte Luigia nicht von ihm erforschen, und Alessandro, einen politischen Zweck in Theobalds Entfernung vermuthend, glaubte diesem Geheimnisse nach völliger Herstellung des alten Zustandes in Neapel wohl auf die Spur zu kommen.

Als einst die Liebenden in der Frühe eines schönen Morgens den Söller ihrer Villa, um die stärkende Herbstluft zu genießen, betreten hatten, und ihre Blicke weit umherschweiften im heitern Morgenstrahle, rief plötzlich Luigia: „Sieh, Theobald, wer eilet dort den Gang herunter auf uns zu? Eine schauerliche Gestalt, in dem weiten aufgebauschten Mantel! Jetzt hat sie uns erblickt; sieh, wie sie heraufstarrt! Sie hüllt sich tiefer ein, sie kommt“!

Theobald warf einen Blick in die Vergangenheit, und ihn ergriff ein unheimli-

ches Gefühl. Jetzt klopfte es an die Thür des Zimmers, welches zum Söller führte. „Öffne nicht“! sprach Theobald, „mir ahnet nichts Gutes“! Draussen aber ertönte in demselben Augenblicke Alessandro's Stimme: „Macht auf, Kinder, macht auf! Ein Freund ist angekommen, und bringt Euch ein Hochzeitsangebinde mit“!

Jetzt öffnete Luigia, und Ridolfo Motolesi stand vor den Überraschten, und legte den Knaben in ihre Arme.

„Tebaldo!“ sprach Motolesi, nachdem er sich aus der Umarmung seines Freundes losgewunden hatte, „noch war's nicht Zeit für Dich, zurückzukehren, doch der Zufall begünstigt Dich; deine Feindin ist nicht mehr, und ich hoffe meinem Ziele nah zu seyn.“

Welche Gefühle wechselten in der Zuhörer Brust, als ihnen Ridolfo die Bege-

benheiten seit Theobalds Verschwinden mittheilte. Kaum vermogte Luigia sich zu überzeugen, daß er, der Marchese, der alte Grieche von Morea und der furchtbare Räuber, der ihr in den Appenninen die nie geglaubte Nachricht von Theobalds Leben gab, dieselbe Person gewesen seyn könnten. Thränen des innigsten Mitleids zollte Luigia der in so vielfachen Leiden geprüften Camilla, und jubelte bey der Erzählung von ihrer Rettung.

„Ihr waret uns allen ein hülfreicher Genius," sprach Alessandro, den Marchese herzlich umarmend, „möge das Glück und unsre Freundschaft Euch das vergelten, was Ihr für uns gethan habt."

Wie verderbenschwanger noch die nächste Zukunft vor Ridolfo's Blicken lag, verschwieg er seinen Freunden, und schied von ihnen, von tausend Segenswünschen begleitet, schon am andern Morgen.

Giacinta's Knaben überließ Ridolfo der Sorge Alessandro's. So übertrug er diesem auch, durch Befehlshaber der päbstlichen Jäger und Grenzsoldaten die Gegend von Sora und Frosinone stark besetzen zu lassen, damit die Räuber im Fall der Rückkehr sich nicht unbemerkt in ihre Schlupfwinkel zurückziehn mögten. Die Entdekkung derselben glaubte er bis zu einer günstigern Zeit aufsparen zu müssen.

XVII.

Ein rascher Saul trug den Marchese durch die Straßen von Terracina. Vor dem Hause der Schwester seines Fährmanns hielt er, und klopfte ans niedere Fenster. Niemand sah heraus, Niemand antwortete auf erneutes Klopfen von Innen; die Thür des Hauses war verriegelt.

„Wen sucht Ihr, Signorino“? fragte aus dem Fenster des Nebenhauses ein theilnehmendes altes Mütterchen.

„Eure Nachbarin“!

„Cospetto! Da hättet Ihr früher kommen müssen; seit heute Morgen ist

meine Nachbarin mit einem schönen jungen Fräulein und ihrem Bruder abgereiset."

„Wohin? Wohin"!

„Ey, ey! Herr Ritter, wohin denn sonst als nach Neapel? Ach! das arme Fräulein! Was hat sie gebeten und geflehet ehe sich der alte Zurlo dazu verstand, sie zu ihrem Vater — aber so hört doch, mein junger"! —

Dahin sprengte Ridolfo, hoffend die Flüchtlinge zu ereilen. Es gelang ihm. Dreymal hatte er sein Pferd gewechselt, als er sie ohnweit Aversa einholte. Er sah den Wagen langsam durch das Thor der Villa fahren, ritt in den Gasthof, und nach wenigen Erholungsstunden begab er sich in die Villa. Zurlo kam ihm entgegen.

„Entschuldigt, Herr Marchese," sprach der Alte, „daß ich Euern Befehlen nicht

Gehorsam leisten konnte. Ich sah mich gezwungen den Thränen und Bitten der Signora nachzugeben, denn ihr Kummer hatte ihre Körperkraft besiegt, und hätte sie durch längeres Widersetzen gegen den Wunsch zu ihrem Vater und nach Neapel zu gelangen, wol ganz vernichtet; und ich glaube, daß doch auch Euch das Leben der Signora theuer ist."

„Gut Zurlo"! sprach Ridolfo, dem Alten die Rechte darbietend, „jetzt wünschte ich, daß du mich bey der Signora melden ließest."

„Schont Ihrer!" entgegnete der Alte; „erschöpft gelangte sie hier an, und sie bedarf der Ruhe und eines Arztes."

Bekümmert blickte Ridolfo in die abendliche Gegend. Blutroth, gleich einer großen halbrunden Feuerscheibe tauchte der Mond aus den fernher blinkenden Meereswogen auf.

„Ha, du mahnst mich“! rief Ribolfo durch den Anblick überrascht. „Komm, Zurlo, ich bedarf Deiner, folge mir nach Neapel; unsre Signora ist hier in Sicherheit. Sieh, Zurlo, bald wird der Mond, der heute so feurig dort herüberblickt, zu einem blutigen Schauspiel leuchten, in welchem uns nicht die geringsten Rollen zugefallen sind. Laß uns eilen, Zurlo; die Morgensonne scheine uns in Neapel“!

Hell beleuchtete das Gestirn der Nacht die lieblichen Gestade der Insel Nisida. Hörner- und Flötentöne quollen aus den noch nicht entlaubten Orangenwäldchen zauberisch hervor, und weithin strahlte Valerio's hellschimmerndes Landhaus. Zierliche Barken, aus welchen fröhliche

Lieder in die reine stille Luft erschollen, schwebten über den Golf herüber, und steuerten dem lieblichen Eilande zu.

Entfernt von dem Landhause Valerios, am Gestade, über einem in Fels gehauenen Souterrain, stand ein dem Bachus geweiheter Tempel. Hier hatte Valerio den größesten Theil seiner männlichen Gäste versammelt, unter welchen sich auch eine große Anzahl ausländischer Offiziere jeden Ranges, befand.

Nachdenkend wandelte der Capitano der königlichen Garde, Giurlandi, am entgegengesetzten Gestade, von wo man einer freien Aussicht auf den Golf Neapels, und nach der Insel Capri hin, genoß. Spähend schaute er mit dem Fernrohr über die Fläche des Meeres, um die sich nahenden Fahrzeuge zu erkennen; als ihm Cornaro schüchtern entgegeneilte.

„Wohin so rasch, Freund Cornaro?“ rief Giurlandi diesem zu: „Ihr scheint so ängstlich, und nehmet so wenigen Antheil an der allgemeinen Fröhlichkeit“!

„Laßt mich, laßt mich, Freund Zavero,“ rief Cornaro noch beklommener als zuvor; „ich eile nach Neapel, mir ist unwohl.“

„Unwohl? Hier drückt's Euch“? sprach Zavero, mit einer Deutung auf die Brust.

„Ja, Ja! Mir fehlt's an Luft. Die große Hitze in dieser Jahrszeit, der Wein, das macht Beklemmung; lebt wohl Zavero, ich möchte nicht daß mich der Wirth von dannen eilen sähe“!

„Auch ist's nicht recht,“ entgegnete Giurlandi, „daß Ihr Eure werthe Person der Gesellschaft so früh entziehen wollt; zwar ist's bald Mitternacht“ —

„Schon Mitternacht?! da muß ich eilen“ —

„Nicht doch Cornaro. Kommt in die Halle; da trink ich einen Becher Lacrimä, und Ihr trinkt Wasser wegen der Beklemmung. Ihr seyd mir ja noch die Geschichte von Euerm alten Oheim in Palermo schuldig, die erzählt Ihr mir; ein Stündchen nach Mitternacht fahrt Ihr dann in meiner Barke mit mir zurück.“

„Dank Euch, dank Euch“! rief Cornaro, sprang rasch in eine Gondel und steuerte mit hastigen Ruderschlägen dem Golf entgegen.

„Eile nur“! rief ihm der Capitano Giurlandi nach: „elender Bube, du entgehst mir nicht“!

An einem andern einsamen Orte am Strande hatten sich Valerio, Nicolini

und Domenico, dessen Banditenschaar mordgierig in ihrem Verstecke zum Theil auf Nisida, theils noch auf Procida der Mitternacht entgegenharrte, versammelt.

„Keine Nachricht von Massaroni"? fragte Domenico.

„Nicht die geringste"; erwiederte Valerio.

„Mir ist's unbegreiflich," sprach Nicolini, „schon in verwichener Nacht mußte er, der Verabredung gemäß mit seinen Leuten zu Sorrento angekommen seyn. Wie, wenn das Gerücht begründet wäre: einen Leichnam habe man an den Küsten von Capri aufgefunden, und dieser sey der des allgefürchteten Massaroni." —

„Ha Teufel"! rief Valerio. „Das Gerücht mag wohl begründet seyn; hört nur, weshalb ich dies vermuthe. Heute sind's sieben Nächte, da war Massaroni bey mir auf Nisida. Er hatte mir einen

Freundschaftsdienst geleistet, denn ohnweit Ascoli in einem alten Appenninenschlosse hatte er die Tochter des Conte di Foligno durch irgend einen Zufall entdeckt. Dieses alte Schloß gehört dem Zavero Giurlandi, und der Zusammenhang der Sache wird Euch deutlich werden, wenn ich Euch versichere, der verrätherische Ridolfo, der uns auch noch die Schriften des Conte schuldig ist, hat die Signora, statt mir, dem Capitano Giurlandi überliefert.“

„Da seht Ihr den heuchlerischen Schurken“! rief Nicolini mit den Übrigen.

„Massaroni“ fuhr Valerio fort, „umschlich, wie der Fuchs das Taubenhaus, das alte Nest bey Tag und Nacht, bis er sich endlich das Lauer absah. Er führte mir seine Beute auf meinen Landsitz, — von dem Übrigen erlaubt Ihr mir zu schweigen; Ihr wißt's ja, bey

den Frauen machte ich nie mein Glück. Kurz, Massaroni kam vor sieben Nächten wieder zu mir, und mit dem Versprechen, mir tausend Scudi einzuhändigen, nahm er die Geraubte wieder mit sich. In derselben Nacht, Massaroni hatte wol kaum den Golf erreicht, erhob sich ein schrecklicher Orkan, der, wenn jenes Gerücht begründet ist, dem Massaroni sein Grab bereitete."

Mißmuth runzelte die Stirnen der Verschworenen. Sie mußten vermuthen, daß Massaroni seine Genossen nun gar nicht zu Sorrento versammelt habe, und diese hier und dort zerstreut umherschweifen möchten.

„Mag's seyn!" rief endlich Nicolini: „die Stunde naht, die über Tod und Leben entscheiden soll. Laßt uns dem Massaroni ein Todtenopfer bringen, daß der Jubel großer und kleiner Teufel dar-

ein erschallt! Eilet auf Eure Posten; Du Valerio, habe Acht auf den Cornaro, schon zu mehren Malen hat er mir das Blut in's Herz gejagt. Nun denn, auf glückliches Wiedersehn!“

So trennten sich die Verschworenen. Domenico schlich am Strande fort, seinen Banditenschlupfwinkeln zu, Valerio und der Capitano aber eilten in die Gegend der Bachushalle.

Hier herrschte unter den unbefangenen Gästen laute Fröhlichkeit. Hell tönte der Klang der silbernen Becher; aber unter Allen am meisten genossen die jungen ausländischen Offiziere von dem feurigen Italer-Weine, und jubelten laut dabey zu des Gastgebers Lobe.

Plötzlich fiel draussen ein Schuß; vom Strande her vernahm man ein lebhaftes Gewehrfeuer, und in demselben Augen-

blicke trat Ridolfo in dem rothen Massa=roni=Mantel unter die erstaunten und entsetzten Gäste.

Bald hatten diese ihn umringt; mit dem Degen in der Hand traten Einige ihm entgegen. „Ich bin nicht Euer Feind!“ rief Ridolfo ihnen zu: „folget der Leitung des Capitano Giurlandi, der Euch erwartet, und verlasset die Insel.“

Vor der Halle erblickte man Valerio's Leichnam mit zerschmetterter Stirn; neben ihm wälzten zwey Banditen sich in ihrem Blute. Nicht weit davon stand mit dem blutigen Säbel in der Faust der Capitano Giurlandi, und winkte den durch dieses Ereigniß ganz betäubten Gästen, ihm zu folgen.

Rund um Valerio's Landhause war der blühende Garten in ein blutiges Schlacht=feld umgewandelt. Eine große Anzahl

Unbekannter, und fast noch mehre neapolitanische Füseliere lagen todt umher; manchem schwer Verwundeten hatte man auf Valerio's seidenen Polstern eine Ruhestatt bereitet.

Hier schien der Mittelpunkt eines kurzen aber blutigen Gefechts gewesen zu seyn, nur an der Nordseite des Strandes, nach Procida hin, vernahm man noch Flintenschüsse, welche den auf ihren Barken nach dieser Insel entfliehenden Räubern nachgesandt wurden. Ohngefährdet schritten Valerio's Gäste dem Ufer zu, als vor ihnen mit blutigem Haupte der Räuberchef Domenico, von seinen Genossen abgeschnitten, aus einem Gebüsche sprang, und mit vorgestrecktem Terzerole auf den eine Strecke vorangeschrittenen Ridolfo zueilte.

Erst der Zuruf des Capitano machte Ridolfo auf den Herbeistürmenden auf-

merksam. Rasch wandte sich Ridolfo, und erkannte seinen Gegner, den er schon entflohen glaubte.

„Du oder ich, Verräther"! brüllte wüthend Domenico, und rannte seinem Feinde näher. Ruhig erhob dieser sein Gewehr, aber Domenico drückte ab, und Ridolfo's Hand entsank das Terzerol.

Doch nicht erfreuen sollte sich seines Sieges der Banditenchef, eine Kugel der ihn verfolgenden Füseliere streckte ihn zu Boden.

„Verwundet"? sprach Giurlandi schmerzlich und eilte zu seinem Freunde. Dieser vermochte den durchschossnen Arm nicht zu erheben; mit der linken riß er die ihn entstellende Binde vom Haupte, und indem er seinen Freund Zavero bat sie um den Arm zu winden, erkannten die ihn umringenden Neapolitaner mit Er=

staunen in dem Banditen den Marchese Motolesi.

„Nicht zu theuer, meine Freunde," sprach er zu den Umstehenden, „erkaufte ich diesen Sieg; sehe ich doch Euch gerettet, sehe ich doch in diesem Augenblicke meine theure Vaterstadt von einer drohenden Gefahr befreit, und dämmert doch immer mehr die Hoffnung, daß einst Ruhe und steter Friede wieder in Neapels Mauern thronen wird"!

Mit Thränen umarmte der Marchese seine Freunde; voll inniger Theilnahme blickten die biedern Ausländer auf den braven Neapolitaner, dem auch sie es schuldig waren, daß nicht die Dolche der Verräther sie erreichten.

Valerio's Landhaus auf Nisida ist nun zerstört; neben seinen Trümmern erheben sich die Gräber der dort gefallenen Ban-

biten, und noch in derselben Nacht sprengten die Neapolitanischen Soldaten mit dem aufgefundenen Pulvervorrathe die zum entsetzlichsten Verrathe bestimmte Bachushalle in die Luft.

Ein kleines Fahrzeug trug den Marchese Motolesi weit vor den Übrigen voraus. Er war ans Land gestiegen, und eilte seine Wohnung zu erreichen; denn seine Kräfte waren fast erschöpft, und immer stärker wühlte der Schmerz in seinem zerschossnen Arme.

Als er so den Molo hinaasschritt, bemerkte er seitwärts an der Mauer eine finstere Gestalt, welche langsam sich erhob, als er sich näherte. Ridolfo bebte zurück.

„Gott grüß' Euch, Marchese Motolesi“! sprach die Gestalt mit matter dumpfer Stimme.

„Giebt das Meer seine Todten wieder“! rief in demselben Augenblicke mit Entsetzen der Marchese: „Gasparo! Du“?

„Ich bin's,“ erwiederte Gasparo, und reichte dem Marchese seine Hand entgegen; „aber nicht allein das Meer giebt seine Todten, auch die Hölle giebt ihren Raub zurück“!

„Ist's denn möglich, oder täuscht mich meine Phantasie“? rief Motolesi, die letzten Worte Gasparos überhörend, „wie wurdest Du gerettet“?

„Für jetzt, Marchese,“ erwiederte jener, „dürft Ihr doch nicht weilen; seht wie Ihr blutet. Gehabt Euch wohl, bis Euch die Ruhe erquickt hat, auch ich be-

darf des Schlafes. Laßt mich zu Euch rufen, wann es Euch beliebt; in jener Taberne bin ich stets mit Sonnenuntergang zu finden.

Gasparo lehnte sich noch einige Minuten über die Mauer und schaute auf den Golf hinaus, wo nun auch die Barken der Übrigen sichtbar wurden; der Marchese aber wankte der Wohnung seines Freundes zu.

XVIII.

In der Stille der Nacht führte der Capitano Giurlandi seine Gefangenen in's Castel Nuovo, und schon am andern Tage wurden die Verbrecher in Inquisition genommen.

Der zerschossene Domenico lag ohne Bewustseyn an seinen Wunden nieder; nur der Capitano Nicolini, Pietro von Carmignano und Cornaro waren im Stande vor den Richtern zu erscheinen.

Mit hohnsprechenden Blicken erschienen die Angeklagten vor den ernsten, ehrwürdigen Inquisitoren in dem feierlichen schwarzen Saale, in welchem sich auch

eine große Anzahl neapolitanischer Bürger eingefunden hatte; unter ihnen mancher Begünstiger der Angeklagten, und mancher heimliche Anhänger des Carbonaribundes.

„Ihr wisset, Capitano, wandte sich der Redner an Nicolini, „weshalb Ihr in einem, Eurer so unwürdigen Verhältnisse, vor uns zu erscheinen gezwungen seyd. Was konnte Euch dazu verleiten von Neuem Verräthereien anzuspinnen, zum Verderben unsers Reiches, was hat Euch bewogen Gemeinschaft zu unterhalten mit Leuten, welche nicht nur Feinde unsers Staates, sondern wie blutgierige Geschöpfe der Wildniß, Feinde der Menschheit sind?“

Der Angeredete schwieg, und wandte sich verächtlich von dem Richter ab; empört fuhr dieser fort:

„Wer trägt die Schuld des Mordes des edeln Conte di Foligno? Wer beging den schändlichsten Verrath an dem Abbate Dandolo? Wer ließ seinen Neffen, den Marchese Motolesi, durch Banditen aus dem Wege räumen, durch ihn Entdeckung des Bubenstücks befürchtend? Wessen Geist gebar den Höllenplan, mit einem Schlage nicht nur die edelsten Neapolitaner, sondern auch jene hülfreichen Ausländer, die ein so großes Recht auf unsre Freundschaft sich erworben haben, zu verderben, und von Neuem die Fackel des Aufruhrs zu entzünden? — Eure Verbrechen sind entdeckt, leicht wird man Euch ihrer überführen; darum entladet durch offenes Bekenntniß Euer belastetes Gewissen, und hoffet, daß des Königs Gnade dann ein gerechtes Urtheil mildere.“

Signor Cornaro erbleichte bey den Worten des Inquisitors, des Trotzes seiner

Genossen war er nicht fähig; er brach an seiner Feigheit. Zitternd trat er einen Schritt den Richtern näher, da traf ihn ein vernichtender Blick des Capitano, und zusammenbebend wandte er sich zurück.

„Zaudert nicht, ihr Herrn," sprach Nicolini, „unser Verderben zu beschleunigen. Ist unser Untergang beschlossen, wohlan! so führt uns rasch zum Tode, und verleitet uns nicht, aus Überdruß uns zu Thaten zu bekennen, an denen wir keinen Antheil haben. Wir scheiden von der Welt, indem wir einem Staate fluchen, in welchem man stets grausam des Volkes Rechte mit Füßen trat, und wo man jetzt noch fortfährt die Patrioten als Verräther hinzuopfern! Hättet Ihr stets auf Gerechtigkeit gehalten, wie sollten jene eng Verbündeten es unternommen haben, sich gewaltsam Rechte zu erwerben, die ihnen nicht vorenthalten wä-

ren! Auf Eure Anklage können und wollen wir nichts erwiedern; stellet uns die Zeugen, gebt die Beweise, und vermöget Ihr das nicht, so falle die Schande dieser Anklage auf Eure grauen Häupter."

Der Inquisitor winkte, und bald darauf erschien jener verlarvte Bandit, der einst die Verschworenen in ihrer Versammlung überraschte; doch hatte sein kühnes Wesen einem bescheidenen Anstand Raum gegeben; er hatte das Ansehn eines Leidenden, und die weiße Binde, in welcher er den schwer verwundeten Arm trug, machte ihn zum Märtyrer.

Schrecken mahlte sich auf Cornaro's und Pietro's Antlitz; auch Nicolini stutzte, bald aber gewann er seine ganze Haltung wieder und sah mit festem Blicke in die Versammlung.

„Kennt Ihr diesen"? fragte der Inquisitor, und mit festem, durchbohrenden

Blicke auf den Banditen antwortete der Capitano: „Nein“!

„Ihr habt ihn nicht, gedungen den Conte di Foligno zu ermorden, und dessen Tochter zu entführen“?

„Nein“!

„Auch habt Ihr ihm die Ermordung des Marchese Motolesi nicht aufgetragen“?

„Wie könnt Ihr doch“ entgegnete Nicolini, „das Zeugniß eines Banditen gegen uns edle Neapolitaner in Anwendung bringen wollen“!

„So gebt auch Euch als solcher zu erkennen, Signor Ridolfo!“ sprach der Inquisitor, und alsbald warf dieser seine Verhüllung von sich, und stand in der Kleidung eines vornehmen Neapolitaners vor den Angeklagten.

„Ihr, Motolesi“?! rief Nicolini wäh-

rend Pietro und Cornaro scheu zurückwichen: „Hab' ich doch so etwas wohl erwartet! Also Ihr unser Ankläger, Ihr, dessen Hände längst schon von meuchelmörderisch vergossnem Blute rauchten! Was hilft's Euch nun; Ihr seyd dem Galgen doch zehn Schritte näher, wenn hier Recht geübt wird"!

„Schweigt, Capitano"! donnerte der ehrwürdige Inquisitor: „Auf Motolesi's Haupte ruht keine Schuld. Dank sey es seiner Kühnheit, mit welcher er dem Laster in seine innersten Schlupfwinkel folgte, daß Eure Pläne nicht zur Reife kamen, und einer neuen Zerrüttung der Ruhe und des Wohlseyns unsres Vaterlandes vorgebeugt ward."

Ein Geräusch am Eingange des Gerichtssaals erregte die Aufmerksamkeit der Richter. Zurlo, der alte Fischer, ward von den Wächtern hereingeführt.

„Ehrwürdige," sprach er tief athmend zu den Richtern, „erblicket in mir den Verräther des Abbate Dandolo! Doch damit Ihr nicht an meinen Worten zweifelt, so muß ich mich ganz Euch zu erkennen geben."

Mit diesen Worten streifte er das greise Haar von seinem Haupte, und wandte sich dann rasch an Motolesi: „Jetzt kennet Ihr mich besser, Herr Marchese, als in jener Sturmnacht, da wir nach Terracina verschlagen wurden?"

„Zurlo, der Diener meines Oheims!" rief der Marchese überrascht.

„Der war ich!" fuhr Zurlo fort: „und zum Verräther ward ich an meinem guten Herrn. Wie tief bereue ich schon lange das Verbrechen, zu welchem des Capitano Nicolini glänzende Versprechungen mich verleiteten, ohne daß ich in

dieser verderblichen Zeit ein Mittel, mein Gewissen zu entlasten, gefunden hätte. Jetzt, da das Schicksal den Verrathenen rächt, bekenne ich es feierlich, daß jene verderbliche, bey dem Abbate aufgefundenen Papiere, mir vom Nicolini übergeben wurden, um sie heimlich unter dessen Schriften zu zerstreuen."

Bald waren nun die Verräther aller ihrer Verbrechen überwiesen. Vergebens bemühte man sich indessen die Wunden Domenico's zu heilen, da er selbst seine Wiederherstellung vereitelte. Über ihn hat man keine Aufklärung erhalten. Seine, so wie Giacinta's Abkunft blieb ein Geheimniß, und auch von der früheren Geschichte dieser, durch ihre letzten Schicksale im Neapolitanischen bekannt gewordenen Personen, hat man nichts erfahren, was zur Überlieferung würdig gefunden wäre.

XIX.

Ridolfo stand am Ziele. Sein Werk der Rache war vollbracht. Nicht ohne Leidenschaft war diese Rache, doch war sie gerecht, und keine Menschenpflicht durch sie verletzt. Die Mittel, durch welche er zum Zweck gelangte, waren nicht ganz frey von Tadel, doch waren sie die sichersten, und selbst die edelsten Neapolitaner konnten dem Marchese ihre Achtung deshalb nicht versagen, denn die Verdienste waren nicht unbedeutend, die er sich um den Staat erwarb, indem er einige der bedeutendsten Triebfedern jener geheimen Conföderationen zerstörte, die wie ein giftiges Insect verderblich in den Körper

des States eingedrungen waren, und gleich jenem schnell zu fast unzählbaren Schaaren wieder anzuwachsen droheten.

Eben hatte der Arzt die Wunde des Marchese frisch verbunden; erschöpft lehnte er sich zurück in seinem Sessel, da klopfte es an die Thür; verdrießlich ob der Störung richtete er sich empor; Gasparo trat herein.

„Meinen besten Gruß und Glückwunsch, edler Marchese“, sprach Gasparo sich verbeugend: „Ihr seyd der Held des Tages; Euer Name geht von Mund zu Munde, und seyd Ihr noch nicht besungen, so werden doch schon in diesem Augenblicke hundert Poetenfedern im Begriffe seyn, Euern Namen der Nachwelt zu überliefern.“

„Immerhin“! entgegnete der Marchese: „auf diese Ehre leiste ich gern Verzicht; und eher könntest Du ein Gegenstand der

allgemeinen Verwunderung seyn, Du, den ich unter meinen Augen gemordet und dessen Leichnam ich im Abgrunde des Meeres begraben wähnte. Welches Wunder, Gasparo, hat dich ins Leben zurückgerufen"?

„Fast möcht' ich's selbst ein Wunder nennen," entgegnete Gasparo, „wenn wir diesen Namen dem beilegen wollen, was uns im ersten Augenblicke räthselhaft und sonderbar erscheint. Wüßt' ich das Wunder vom Blute des heiligen Januarius *) so leicht zu lösen, wie ich Euch

---

*) Die berühmte Flüssigwerdung des Blutes des heiligen Januarius geht in einer Kapelle der Kathedralkirche vor sich. Ein Priester hält aufrechtstehend einen Pokal in der Hand, auf dessen Boden sich das getrocknete Blut dieses Märtirers befindet. In wenigen Augenblicken beginnt es zu kochen und fließend zu werden. Geschieht dieses sogleich, dann glaubt das Volk, sein Heiliger sey mit ihm zufrieden; währt es länger

dieses enthüllen kann, — so würde man mich als Ketzer dem Scheiterhaufen übergeben."

Nach diesen Worten entblößte Gasparo seine Brust, und zeigte dem Marchese in der rechten Seite eine Wunde.

„Seht," sprach er, „diese Wunde grub mir Massaroni's Dolch, und von mir wich alles Bewußtseyn. Als die Besinnung mir wiederkehrte, schwatzten die Wellen des Meeres zu meinen Füßen; Fieberfrost schüttelte meine Gebeine, wüthender Schmerz brannte in der

---

so sieht es darin eine üble Vorbedeutung. Der General Championnet, welcher zu Neapel die Franzosen befehligte, lag bei einer solchen Feierlichkeit knieend auf den Stufen des Altars. Das Wunder erfolgte nicht, und das Volk fing an zu murren. Der General, der einen Aufstand befürchtete, zog den Priester am Rocke, und sagte: „wenn das Wunder nicht sogleich erfolgt, lasse ich Euch hängen." Da geschah es.

Wunde; ich vermochte nicht, mich vom feuchten Ufersande zu erheben. Höher schwoll darauf die Fluth, der Sturm brauste fürchterlich; eine Barke trieb heran. „Was Teufel? Bruder Gasparo“? rief plötzlich neben mir eine Stimme. „Ich bin es, helft mir“! stöhnte ich, und sank in meine Bewußtlosigkeit zurück.“

Hier ward Gasparo durch den Capitano Giurlandi unterbrochen, welcher unvermuthet in's Zimmer trat.

„Schon zurück von Ascoli“? rief der Marchese ihm entgegen; „und allein? Wo blieb mein Oheim“?

„Den Conte di Foligno führte ich in die Arme seiner Tochter,“ entgegnete Giurlandi, „dein Oheim aber zog es vor, noch einige Zeit in Ascoli zu verweilen.

Mit einer trüben Ahnung erfüllte diese Nachricht Ridolfo's Herz. Kaum vermochte sein Freund es zu verhindern, daß er nicht gleich, trotz seines unbrauchbaren Armes, sich auf ein Pferd warf, um sich selbst von dem Befinden seines Oheims zu überzeugen.

Der Marchese theilte nachher in der Kürze seinem Freunde Gasparo's Schicksale mit, und bewog diesen, die Geschichte seiner Rettung zu beenden.

„Auf Procida fand ich mich wieder,“ fuhr Gasparo fort. „Hier war ein großer Theil von Domenico's Genossenschaft versammelt, und mit Entsetzen vernahm ich, zu welchem Zwecke, zumal da keine Möglichkeit für mich vorhanden war, dies Bubenstück zu hintertreiben. Die Unruhe, welche mich hierüber quälte, ließ es nicht zu, daß meine Kräfte bedeutend zunahmen, obgleich meine Wunde

recht gut behandelt, und für mein Leben nicht die mindeste Gefahr war. Am Abend vor dem Zeitpunkte der Ausführung jenes schändlichen Unternehmens gelang es mir trotz meiner Hülfslosigkeit, mich den Augen der Banditen zu entziehen, und einen Fischerknaben zur Überfahrt zu bewegen. Glücklich kam ich von dort auf einer Barke nach Neapel. Der Eifer und die Hoffnung spornte meine Kräfte. Ich eilte zu Carascosa, und entdeckte, so viel ich wußte. Er schien nicht sehr erstaunt darüber, bat, ich möge mich beruhigen, und die Sache gegen Jedermann verschweigen. Begierig den Ausgang zu erfahren begab ich mich an jenem Abend auf den Molo, und verweilte hier, bis Ihr, Marchese, mich dort fandet, und ich den Sieg der guten Sache über den Verrath erfuhr."

Nach einer Pause fuhr Gasparo fort: „Noch an jenem Tage, als ich von Procida floh, stellte sich hier eine Euch wohlbekannte Dame ein, welche Euch Tod und Verderben schwur. — Ein Glück für Euch, Marchese, daß Ihr auf Nisida einen so vollständigen Sieg erfochten habt“!

„Die mir Tod und Verderben geschworen?“ wiederholte der Marchese mit Erstaunen: „Die Eine, von der ich dies befürchten durfte, ist nicht mehr! An jenem Tage war das letzte Gericht schon über sie ergangen.“

„Meint Ihr, Marchese?“ entgegnete Gasparo. „Gedenkt der Worte, die ich Euch zurief, als Ihr von Nisida zurückkehrtet: Nicht allein das Meer giebt seine Todten, auch die Hölle giebt ihren Raub zurück.“

„War's Giacinta“? rief der Marchese rasch mit gespannter Erwartung.

„Sie war es,“ entgegnete Gasparo: „Eurer Rache war sie entgangen, Euch konnte sie durch ihr schreckliches Blendwerk trügen, aber der Strafe des erzürnten Himmels vermogte sie nicht zu entfliehen. Ihre theuersten Schätze hatte sie geborgen; neben Procida lag eine Yacht bereit, auf welcher Domenico mit seinen Genossen rasch zu fliehen dachte, wenn das Unternehmen auf Nisida mißlang; auf dieser hat Giacinta mit den von Nisida entronnenen Genossen nach Spanien übersetzen wollen, denn heute lief die Nachricht ein, daß dieselbe Yacht vom Sturme der verwichenen Nacht zurückgetrieben, ohnfern der Küste von Ischia gestrandet, und von der Bevölkerung nicht eine Seele gerettet sey. Des Himmels gerechter Zorn hat sie ereilt,

da sie der Menschenrache sich durch Teufelslist entzog. Keines von jenen Opfern, die früher oft Werkzeuge ihrer Bosheit waren und nun ihr Verderben theilten, ist einer Thräne werth.“

XX.

Einsam, in tiefem Nachdenken versunken, saß einige Zeit darauf der Conte di Foligno in seinem Cabinet, und bemerkte es nicht, daß sein Diener, schon lange einer Antwort harrend, hinter seinem Sessel Platz genommen hatte.

„Gnädigster Herr!“ begann dieser auf's Neue etwas lauter, „der Marchese Motolesi wünscht seine Aufwartung zu machen.“

„Endlich ist er zurück“? fragte der Greis, sich erhebend, „für den Marchese bedarf es künftig keiner Anmeldung.“

Gleich darauf trat blaß und düster, in Trauerkleidung, der Marchese in das Cabinet.

„Euer Oheim“?! rief der Conte ihm entgegen

„Er ist nicht mehr“! seufzte der Marchese: „Gott sey gelobt, daß seine Ehre gerettet ist“!

Der Conte blickte mit umwölktem Auge schweigend vor sich nieder. „Nichts,“ rief er nach einer Pause, „nichts bleibt mir also übrig zur Erheiterung meiner alten Tage? Einsam, verlassen von Allem was mir theuer ist, blicke ich in eine düstre, gramerfüllte Zukunft“!

„Blühen Euch nicht die schönsten Hoffnungen in Eurer Tochter?“ sprach Ridolfo tröstend.

„Sie ist für mich verloren!“ seufzte der bekümmerte Greis.

„Wie!“ rief der Marchese erstaunt und trat dem Conte näher, als glaube er in den Worten sich zu täuschen, „Camilla?“

„Sie nimmt den Schleier;“ entgegnete der Greis. „Stets fürchtete sie von Neuem hinausgeführt zu werden auf das sturmbewegte Meer des Lebens; die Einsamkeit der Zelle schien ihr allein ein sichrer Hafen. Ich kann's nicht hindern, daß sie das Gelübde ablegt; schon seit mehren Wochen umschließen sie die Mauern des Frauenklosters von Aversa.“

„Die Unglückliche!“ rief Ridolfo schmerzhaft, „wird ihr ein Gelübde Segen bringen, das mit ihren ersten Pflichten im Widerspruche steht?“

„Sie muß gerettet werden!“ rief er nach einer Pause des Nachdenkens. „Möge meine Liebe ihre schwärmerische Furcht

besiegen! Erlaubet, edler Conte, daß meine Hand, wenn mich das Glück begünstigt, Euch die geliebte Tochter zurückführen möge in Eure Arme."

„Gottes Wille geschehe!" erwiederte der Greis mit frommer Ergebung, der Marchese aber stürmte rasch hinaus, warf sich in einen Corrico, und fuhr mit schnellen Rossen auf Aversa zu.

Ein stiller, umwölkter Abend dämmerte bereits herein, als der Marchese zu Aversa angelangte, und bald zog er am Pfortenringe und bat die erscheinende Pförtnerin um Einlaß.

„Heute nicht," entgegnete diese aus dem niedern Pfortenfenster: „eine unsrer jüngsten Schwestern bestatten wir in dieser Nacht, und sind in Trauer; darum findet Euch in einigen Tagen wieder ein."

Ridolfo blieb erst arrtvor der Klosterpforte stehen. Nach mehren Tagen also sollte er die geliebte Camilla erst wiedersehen? Und — ach! vielleicht wohl nie! Trug sie nicht vielleicht schon lange den Tod in ihrer Brust, war nicht ihre Lebenskraft geschwächt durch mannichfache Leiden, und die Gesundheit untergraben? ach! gewiß war sie es, die man in dieser Nacht auf immer zur Ruhe bestattete! — Diesen Schreckensgedanken, den die Worte der Pförtnerin in ihm erzeugten, malte seine Phantasie zu schauerlichen Bildern aus. Rastlos, von innrer Unruhe gefoltert, durchschweifte er die Gegend, bis er erschöpft sich in den Gärten der Villa des Conte di Foligno in einer Grotte niederwarf.

Die mitternächtliche Todtenglocke, welche eintönig vom Klosterthurme heulte, weckte den Marchese aus seinen finstern

Träumen. Er folgte ihr, und sahe sich bald an der Mauer, welche die Umgebungen des Klosters schützte. Die Eingänge waren versperrt, doch der Epheu, welcher die Mauer dicht umzog, verführte ihn, sie zu erklimmen. Da schimmerten ihm die Fenster der hellerleuchteten Capelle entgegen, und der feierliche Gesang der trauernden Schwestern ergoß sich durch die stillen Räume. Es trieb ihn näher; er schwang sich hinab und eilte der schimmernden Capelle zu. Noch vernahm er die Schlußworte des Requiems, welches die frommen Jungfrauen der Entschlafenen sangen:

Was nicht rein ist, wird verschwinden,
Heiliges nur wird bestehn,
Trug und Zweifel untergehn,
Und der Geist die Wahrheit finden.

Dann herrschte ringsum wieder Todtenstille. Ridolfo hob sich an ein Fenster der Capelle; er vermogte sie zu

überschauen. Da lagen die bleichen Nonnen in den schwarzen Trauerkleidern auf ihren Knieen um den aufgebahrten, mit Rosmarin- und Myrthenkränzen umschlungenen Sarg. Langsam erhoben sie sich nach einer Weile und senkten unter feierlichen Melodieen die Reste der Entschlafenen hinab. Darauf ward es düstrer in dem heiligen Raume und im abgemess'nen Zuge wankten die Nonnen um den Altar, und verschwanden Eine nach der Andern vor Ridolfo's forschendem Blicke. Camilla war nicht unter ihnen.

Mit zerrissenem Herzen saß diese während dessen in ihrer öden Zelle und gedachte des alten verlassenen Vaters, indem ihre Thränen das Papier benetzten

und die Schriftzüge in einander schmolzen, die an ihn gerichtet waren. Noch war nach mehren Tagen das Schreiben nicht geendet, als eine Dienerin des Klosters ihr meldete, sie wisse einen Boten, der den Conte, ihren Vater, kenne, und es demselben treulich überliefern werde; da indessen die Zeit der Trauer um die erblichene Ordensschwester noch nicht vorüber sey, und kein Mann im Innern des Klosters erscheinen dürfe, so habe derselbe, durch ihre Bitten bewogen, sich entschlossen, in künftiger Nacht die Mauer des Gartens zu übersteigen, und in demselben an einem ihm bestimmten Platze ihre Aufträge von ihr selbst in Empfang zu nehmen. Anfangs zagte freilich Camilla bey dieser Nachricht, die Gesetze, denen sie künftig treu zu gehorchen geloben wollte, zu verletzen; doch das Zureden der schlauen Zofe und die Sehnsucht sich ihrem Vater mitzutheilen, und auch von

ihm Nachricht zu erhalten, besiegte endlich ihre Zweifel und ihre Furcht.

Schon war der Bote ungeduldig in der bestimmten Nacht einige Zeit in einem dichten Laubgange des Klostergartens auf- und abgeschritten, als ein Pförtchen klirrte, und Camilla mit eiligen, scheuen Schritten, von der Dienerin begleitet, sich ihm näherte.

„Seyd Ihr der Bote," begann sie ängstlich, „der dem Conte di Foligno dieses Schreiben überbringen will? Kann ich auf Eure Treue bauen"?

„Für meine Treue, Signora, habt Ihr nichts zu fürchten," entgegnete dieser, und streckte die Hand aus seinem Mantel, um das Schreiben in Empfang zu nehmen: „doch eben weil ich Euch und Euern Vater liebe, möchte ich Euch selbst zurück in seine Arme führen."

„Gott! Was redet Ihr“? rief Camilla zurückweichend.

„Signora“! fuhr jener fort: „Ihr habet Euern alten Vater tief bekümmert; in Euch sah er den letzten Funken seines Glücks erlöschen. Wie einsam, wie verlassen steht der Greis nun in der Welt! Weder der Blick in die Vergangenheit noch in die Zukunft kann ihn erheitern; denn in jener trifft er auf manche Leiden, und in dieser findet er nichts, als düstre, gramerfüllte Tage. Nein Signora, kehret zu ihm zurück, wenn Ihr ein thörichtes Gelübde noch nicht zu bereuen habet, das Euch keinen Segen bringen wird“!

Camilla lehnte ihre Stirn auf die Achsel ihrer Begleiterin: „dieses Schreiben,“ sprach sie mit bewegter Stimme, „sollte meinen Vater trösten.“

„Trösten? Seinen Schmerz wird es erneuen! den Schmerz um die geliebte Tochter, welche die Freude seines Alters werden sollte. Was soll ihn trösten, wenn er sie in einer düstern Zelle dem nahen Tode entgegenwelken sieht, wie eine Blume, die man noch vom Morgenthau benetzt aus dem belebenden Strahl der Sonne in eine finstre Nebelgrotte pflanzt. Wird man nicht bald auch Euch versenken in die Gruft, wie jene Unglückliche, die ebenfalls ein übereiltes Gelübde in diese Mauern trieb? Nein, Camilla! Hat der Himmel, wie Eure Furcht es ahnet, Euch je gezürnt, o so versöhnet ihn, indem Ihr zu dem alten Vater zurückkehrt, und glaubet, seine Freudenthränen werden ein Gott wohlgefälligeres Opfer seyn als Euer schwärmerisches Gelübde"!

„Zurück! zurück in meine Zelle"! rief Camilla, „ich erliege der Verfüh-

rung“! Zitternd, hastig, ergriff sie die Hand der Dienerin, und wollte von dannen eilen, da ließ der verhüllte Bote seinen Mantel sinken und warf sich zu ihren Füßen nieder: „Bey Gott! Camilla, Du vernichtest dein Glück und deine irdische Seligkeit“!

„Schütze mich, heilige Jungfrau“! rief die Schwärmerin; fliehen wollte sie, und war festgebannt in Ridolfo's Armen. Der Marchese hatte gesiegt. So führte er sie rasch, mit Hülfe der bestochenen Klosterzofe durch die geöffnete Gartenpforte, vor welcher Gasparo mit einem Corrico bereit stand. Im Fluge sprengten die muthigen Rosse mit ihrer leichten Last dahin.

XXI.

Neapels Gassen ertönten von tausendfältigen Freudenrufen, durchzogen von großen Schaaren des jauchzenden Volkes, welches der Rückkunft seines Königs entgegensah, und im Castel Nuovo hatten die Großen des Reiches sich versammlet, um ihren Gebieter zu empfangen.

Der Cardinal Grisaldi, ein Freund des Bischofs von Aversa, schritt mit dem Conte di Foligno in der Vorhalle des Pallastes auf und nieder. Ihr Gespräch betraf des Grafen Tochter, und der Cardinal vertröstete den Greis auf die edlen Gesinnungen der Priorin des Klosters, welche die arme Camilla nicht

zu einem raschen Gelübde verleiten, sondern sie erst die gehörige Prüfungszeit bestehen lassen werde. Er selbst wolle jener die obwaltenden Verhältnisse entdecken, und er zweifle nicht an einem guten Erfolge, welchen die weisen Vorstellungen der Priorin auf das Gemüth Camilla's haben würden.

Durch einen Diener des Grafen ward diese Unterhaltung unterbrochen, indem er seinem Herrn die Nachricht brachte, der Marchese Motolesi erwarte ihn in seiner Wohnung. Ein freudiger Schreck bemächtigte sich des Greises; er befahl mit Ungeduld ihm seine Equipage vorzufahren, und rasch flog er die Straßen hinab, seiner Wohnung zu. Dort erblickte er Ridolfo's Corrico mit den dampfenden Rossen, und schwindelnd vor Entzücken sank er dem Marchese und seiner geretteten Tochter in die Arme.

Und in dieser seligen Minute riß ihn der Donner der Kanonen und das Geläut der Glocken aus der Umarmung der Geliebten zu neuer Freude, zum Empfange seines Königs, der, vor Kurzem noch ein Gegenstand des Hohnes seiner Unterthanen, jetzt von den ausschweifendsten Freudenbezeugungen des Volkes bewillkommt, seine Residenz betrat.

„Heil unserm guten Könige! Heil und Segen seiner Regierung und seinem Reiche! Bis zum jüngsten Tage möge er uns beglücken“! So scholl der Jubel der Neapolitaner durch die hellerleuchteten Gassen, bis der Anbruch eines neuen Tages diesem freudigen Gewühl ein Ende machte.

Wenige Tage nach der Vermählung des Marchese Motolesi mit der Tochter

des Conte di Foligno, trat Gasparo reisefertig in Ridolfo's Zimmer.

„Die Stunde unsrer Trennung hat geschlagen,“ sprach er, und reichte dem Marchese die Hand zum Lebewohl: „Mein Entschluß steht fest.“

„Wie? Du wolltest dennoch“ — fragte der Marchese überrascht.

„Fraget lieber, was ich nicht will, Herr Marchese“; entgegnete Gasparo.

„Im Müssiggange mein junges kräftiges Leben hinzuschleppen, halte ich für eine Sünde. Laßt mich ziehen! von hier geht's rasch nach Manfredonia, von dort mit gutem Winde nach Scutari, und weiter und immer weiter bis unter die Mauern von Korinth. Mir ist nicht wohl hier; dort, wenn die Hörner zum Sturme erschallen, werd' ich freier ath-

men. Drum lebet wohl, Ridolfo, und gedenket mein mit Liebe!“

„Gott sey mit Dir“! sprach der Marchese, und blickte dem Unglücklichen mit Thränen des Mitleids nach.

Aus der Bindseil'schen Buchdruckerey
zu Wolfenbüttel.



Nachwort

Hartmut Steinecke

Verrath und Rache – der Titel des Romans von Theodor Ernst verspricht Abenteuer und Spannung; er nennt allerdings zwei so allgemeine Handlungselemente, daß er zu Dutzenden von Werken der Epoche ebenso passen würde. Die mit „oder" eingeführte Titelvariante *Die Räuber aus den Apenninen* signalisiert dem Leser hingegen eine bekannte und beliebte Literaturgattung – den Räuberroman – und einen Handlungsort, der deutschen Liebhabern des Genres sehr vertraut war. Denn auch schon bevor Goethes späterer Schwager Christian August Vulpius 1799 den Bestseller *Rinaldo Rinaldini der Räuber Hauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts* veröffentlicht hatte, galten die Apenninen als klassischer Schauplatz der Gattung. Vulpius führte die meisten wesentlichen Elemente der europäischen Tradition des Genres zusammen und schrieb so einen

Moderoman, der noch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein wirksam und Vorbild zahlreicher Nachahmer blieb.[1] Nur in geringem Maße variierten diese die Grundmuster von Handlung und Motivik. Kämpfe und Überfälle, Gefangennahme und Befreiung, Verrat und Rache gehörten für den Leser genauso zum vertrauten literarischen Inventar wie die Orte: wilde Gebirge und tiefe Wälder, steile Schluchten, Höhlen, Burgverliese, Gefängniszellen, Schlösser der Vornehmen und Kaschemmen der Banditen.

All diese Schauerorte und Handlungsmuster finden sich auch in Theodor Ernsts 1824 erschienenem Roman *Verrath und Rache.*

Die Handlung des Werkes ist zwar episodenreich und verläuft etwas verworren – Versehen und Zufälle ersetzen oft genug die Logik –, aber der Hauptstrang läßt sich leicht erkennen: Der Held, ein Marchese Ridolfo Motolesi, gerät zufällig in die Gewalt der Räuberbande seines Widersa-

chers Domenico in den Apenninen. Motolesi schwört zum Schein Treue; er wird mit der Durchführung von Morden beauftragt, darunter ausgerechnet an einigen seiner Freunde; er rettet sie inkognito. Nach einer Reihe von Kämpfen, Gemetzeln, Entführungen wird Domenico mit seiner Bande vernichtet; Motolesi heiratet Camilla, die Tochter eines Malers, die er erst aus Räuberhand und später aus einem Kloster befreit hatte.

Man mäße dem Werk zuviel Gewicht zu, stellte man die Handlung ausführlicher vor oder unternähme eine Analyse der Charaktere: die Zusammenhänge liegen so deutlich zutage, Schwarz ist von Weiß so klar zu unterscheiden, daß es keiner geschärften Aufmerksamkeit des Lesers bedarf.

Solchem Gebrauch von Topoi entsprechen die sprachlichen Klischees. Die Betrachtung einer kleinen Textpassage kann als Beleg genügen. Im 11. Kapitel – wirkungsvoll in die Mitte des Romans gestellt – legt Motolesi vor Camilla ein

Geständnis ab, das geprägt ist von moralischem Pathos und von Schauervokabular: „Sein Geschick trieb ihn hinaus auf eine schauervolle Bahn. Dort schloß er mit dem Tode einen Bund, das Ungeziefer zu vernichten, welches hier zischend ihn umringte und mit giftigem Hauche die Luft verpestete; und selbst dem Bösen mußte er sich befreunden, um sich nur aufrecht zu erhalten auf dem gefahrvollen Pfade, zu dessen Seiten finstre Abgründe klafften, in denen die Hölle ihre geheime Werkstatt hatte. Er ward – Bandit!" (S. 116f.) Als Camilla Motolesi weinend von sich weist, offenbart dieser jedoch seine wahren edlen Motive: „Sey ohne Furcht; denn ich bin keins von jenen feilen Ungeheuern die sich mit Menschenblute mästen. Scheinbar nur schwebt der Fluch des Gesetzes über meinem Haupte; kein unschuldiges Blut, keine Thräne verrathener Redlichkeit rostet auf meinem Dolche." (S. 118) Nach solchem Geständnis kann auch die Liebesgeschichte ihren bekannten Lauf nehmen: „nun er-

wachte der Funken ihrer Zärtlichkeit gegen den kühnen Jüngling zur hellen Flamme; kosend warf sie sich in seine Arme" (S. 118f.). Die Gewißheit Motolesis, daß „Recht und Gerechtigkeit [...] in jedem Kampfe" (S. 119) siegt, prägt die gesamte Romanhandlung; sie nimmt dem Leser zwar weitgehend die Spannung, gibt ihm aber die Sicherheit, daß sich auch die scheinbar ausweglosesten Situationen zum besten wenden werden. Mit all diesen Zügen unterscheidet sich Theodor Ernsts Roman nicht von Dutzenden anderer aus den Anfangsjahren der Restaurationsperiode. Ein bereits triviales Muster wird (ohne jede Milderung durch ironische oder parodistische Züge) weiter benutzt und nochmals trivialisiert. Selbst ein zeitgenössischer Rezensent – gewöhnt an diese serielle Massenkost – tadelte: „Der Held dieses Romans [...] ist schwerlich geeignet, ein großes Interesse bey gebildeten Lesern zu erwecken. Ueberdieß erlaubt sich der Vf. die größten Unwahrscheinlichkeiten [...]".[2]

Was den Roman jedoch trotz dieser offensichtlichen Mängel interessant macht, sind zwei andere Momente: die Einbeziehung politischer Gegenwartsereignisse und vor allem deren Behandlung im Geiste der Restauration.

Es war nicht neu, daß ein Räuberroman zeitgeschichtliche Ereignisse aufnahm; meistens dienten sie allerdings in erster Linie als Hintergrund und Kulisse, als realistisches ‚Zitat', das die Wirklichkeit und damit die Wahrheit des Erzählten beglaubigen konnte. Nicht selten wurde – vor allem seit Schillers Drama *Die Räuber* (1781) – das Räuberleben verklärt zur Form des Protests gegen eine ungerechte, unsoziale Welt und gegen ein reaktionäres gesellschaftliches System. Oft war seither der Held ein edler Räuber, den Unglück und Intrige zum gesellschaftlichen Außenseiter gestempelt hatten; er konnte zwar nur selten mit dem Sieg, aber häufig mit der Sympathie des Lesers rechnen. Das Verbrecherdasein des Helden wurde durch die politische Motiva-

tion in gewisser Weise moralisch gerechtfertigt. Insgesamt war jedoch die Anspielung auf politische Hintergründe wie auch die Funktion dieser Werke „als Ablenkungs- und Beruhigungsmittel gegenüber den politischen Zeitereignissen“ zu verstehen.[3] Nur selten kam es vor, daß Räuber in Romanen offen in aktuelle politische Konflikte eingriffen.

Ernsts Roman nennt sich im Untertitel *Ein Gemälde aus Neapels letzter Schreckensperiode;* damit bezieht er sich auf ein jedem deutschen Zeitungsleser jener Jahre vertrautes politisches Geschehen: die revolutionären Ereignisse der Jahre 1820/21 in Italien, die Aufstände der Carbonari gegen König Ferdinand I. Der Geheimbund der Carbonari, gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Neapel entstanden und in kurzer Zeit in ganz Italien verbreitet[4], hatte sich die Befreiung des Landes von der Fremdherrschaft zum Ziel gesetzt. Seit dem Wiener Kongreß hieß das konkret: Kampf gegen das in Neapel eingesetzte konservative

Regime des Bourbonenkönigs Ferdinand. In den von der restaurativen Politik Metternichs bestimmten Staaten des Deutschen Bundes wurde jedes Sympathisieren mit dieser revolutionären Freiheitsbewegung auf das schärfste verfolgt.

Bereits im ersten Kapitel des Romans erfahren wir, daß der Oheim des Helden Motolesi von intriganten Gegnern in Neapel als Oberhaupt der Carbonari verleumdet und im Castell St. Elmo festgesetzt wurde. Im dritten und zehnten Kapitel des Romans wird im Erzählerkommentar dieser politische Hintergrund in knappen Strichen entfaltet; es wird berichtet, daß durch die Mißwirtschaft König Ferdinands von Neapel sich Unzufriedenheit in der Bevölkerung verbreitet habe, die die Carbonari zu nutzen versuchten. Der Aufstand in Spanien 1820/21 wird warnend beschworen – „Spanien war ein schlimmes Beispiel für die revolutionäre Rotte“ (S. 104) –, und die im Juli 1820 durch die Carbonari dem König abgezwungene Verfassung beschreibt der

Erzähler voller Abscheu. Der „Congress von Laybach“ wird genannt, auf dem Ende 1820 die restaurative Allianz – „Europa's hoher Monarchenbund“ (S. 105) – beriet, wie man Ferdinand Hilfe leisten, die Verfassung wieder außer Kraft setzen und die „Pöbelherrschaft“ beenden könnte. Das Ergebnis der Konferenz, österreichische Truppen nach Neapel zu schicken, wird als Sieg der Ordnung gegen die Anarchie begrüßt.

Bereits zu Beginn des Romans erfährt der Leser, daß die Räuberbande Domenicos die Ziele der Carbonari unterstützt und mit den Aufständischen zusammenarbeitet. Damit ist die latente Grundthese des Werkes gesetzt: Revolutionäre, Verschwörer gegen einen König sind bösartige, blutrünstige, egoistische Räuber. Am Ende des Romans werden die Räuber gefangen und vor die Inquisition gestellt. Deren Vertreter hält noch einmal unmißverständlich fest: Die Angeklagten sind „nicht nur Feinde unsers Staates, sondern wie blutgierige Ge-

schöpfe der Wildniß, Feinde der Menschheit" (S. 203).

In der Verteidigungsrede des verräterischen Capitano Nicolini wird das Motiv der Revolutionäre – wenn auch sehr kurz – zumindest erwähnt: Er flucht einem Staate, „in welchem man stets grausam des Volkes Rechte mit Füßen trat, und wo man jetzt noch fortfährt die Patrioten als Verräther hinzuopfern" (S. 205). Diese revolutionäre Ansicht wird nicht etwa widerlegt, sondern desavouiert, indem der Sprecher als Verräter und Bösewicht entlarvt wird.

So wird Motolesi durch seinen Kampf gegen die Banditen zugleich zum Retter der herrschenden Ordnung, er hat mit seinen Taten, wie der „ehrwürdige Inquisitor" versichert, „einer neuen Zerrüttung der Ruhe und des Wohlseyns unsres Vaterlandes vorgebeugt" (S. 208). Das letzte Kapitel des Romans bringt folgerichtig neben dem privaten das politische Happy ending: die Eroberung Neapels durch die Österreicher (im März 1821), die Rückkehr des Königs,

die Restauration des absolutistischen Regimes, den Stimmungswandel der Bevölkerung von früherem Mißmut und Hohn zu Jubel.

Es ist bezeichnend für Ernsts Roman, daß die politischen Hintergründe nur angedeutet werden, so daß der Leser sehr wenige Informationen historischer oder politischer Art erhält. Daß solche Instruktion dem Genre keineswegs fremd ist, zeigt ein Vergleich mit einem kurz zuvor erschienenen Roman von Vulpius, der ebenfalls die Carbonari-Thematik als Hintergrund eines Liebes- und Abenteuergeschehens wählt: *Lionardo Monte Bello oder der Carbonari-Bund. Fortsetzung der Geschichte des Räuber-Hauptmanns Rinaldini* (2 Tle., Leipzig 1821). Vulpius benutzt bereits Verfahren des neuen an Scott orientierten historischen Romans zur Wirklichkeitsbeteuerung: Zitate aus Quellen, Fußnoten mit Titelverweisen, die das Wissen der gebildeten Zeitgenossen über die Carbonari wiedergeben. Diese Darstellungsweise verbindet sich mit

einer erstaunlichen Offenheit des gewiß nicht revolutionär gesinnten Vulpius gegen die Carbonari, die er in erster Linie als Freiheitskämpfer schildert.

Ganz anders ist die Einstellung Ernsts. Kaum einmal wird in den Anfangsjahren der Restauration in massenhaft verbreiteter Literatur so unverhüllt für das restaurative System und für die bestehende Ordnung gestritten. Die mit den Karlsbader Beschlüssen von 1819 wiederhergestellte Wertordnung wird hier in eindeutiger Weise betont: Ruhe, Ordnung und Besitz werden gleichgesetzt mit Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, Unruhe und Unordnung hingegen mit Zerrüttung, Demokratie, Anarchie, Revolution: „die Greuel der ungeregeltesten Demokratie entsetzten alle Edle des Reichs, und ließen sie für ihr Leben und ihr Vermögen zittern" (S. 106). Der Roman wird von Ernst als Transportmittel reaktionärer Vorstellungen benutzt. Das ist deshalb ein so seltener Fall, weil die Gattung unter konservativen Ästhetikern

in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fast durchweg als subversiv galt: Sie deuteten die Stellung des Romans als Emporkömmling im Gattungssystem und seine formalen Freiheiten als Zeichen eines eingeborenen revolutionären Geistes und Republikanismus. Diese von den meisten Literaturkritikern als selbstverständlich erachtete Verbindung verstärkte sich im Laufe der zwanziger Jahre und nach der Juli-Revolution unter den Jungdeutschen, ehe Autoren wie Jeremias Gotthelf und Alexander von Ungern-Sternberg zeigten, daß die Verbindung zwischen Roman und Liberalismus nicht naturnotwendig war.[5] Ernsts Werk – und das macht es gattungsgeschichtlich interessant – gehört zu den wenigen, bisher nicht beachteten Beispielen dafür, daß diese im Vormärz seltenen Zugriffe konservativer Autoren auf die Gattung Roman mit dem Ziel, sie in den Dienst ihrer politischen Ideologie zu stellen, bereits in der frühen Restaurationszeit zu finden sind. Während die Trivialliteratur

dieser Epoche nicht selten indirekt die bestehende Ordnung unterstützte, indem sie das Apolitische verherrlichte und die gegebenen Verhältnisse als die natürlichen setzte, agitierte Ernst offen für die restaurative Sache.

Es läßt sich nicht sagen, in welchem Umfang diese politische Grundhaltung aus der gesellschaftlichen Stellung des Autors zu erklären ist, denn die einschlägigen biographischen Nachschlagewerke wissen über Theodor Ernst keine Details zu berichten. Vermutlich wurde er um 1790 geboren und lebte zeitweise in Braunschweig.[6] Außer *Verrath und Rache* sind drei weitere Buchpublikationen bekannt, die zwischen 1823 und 1831 erschienen.[7]

Der Roman *Verrath und Rache* ist in keiner öffentlichen Bibliothek der Bundesrepublik Deutschland nachweisbar, auch in den Katalogen der größeren ausländischen Bibliotheken findet man ihn nicht verzeichnet. Das Werk gehört also zu der nicht geringen Zahl von Unterhaltungsromanen

der frühen Restaurationszeit, die seit langem fast oder völlig verschollen sind und erst durch die Erschließung der Fürstlichen Bibliothek Corvey der Wissenschaft und den Lesern wieder zugänglich werden.

Anmerkungen

1 Vgl. das Vorwort von Hans-Friedrich Foltin in der Reprintausgabe des Romans (Hildesheim, New York 1974) S. V*–XXI*. – Zur Gattungstradition: Carl Müller-Fraureuth: *Die Ritter- und Räuberromane. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des deutschen Volkes,* Halle 1894; Martin Greiner: *Die Entstehung der modernen Unterhaltungsliteratur. Studien zum Trivialroman des 18. Jahrhunderts.* Hg. u. bearb. von Therese Poser. Reinbek 1959 (bes. Kap. „Die edlen Räuber", S. 116–126); Marion Beaujean: *Der Trivialroman in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Ursprünge des modernen Unterhaltungsromans,* Bonn [2]1969 (bes. Kap. „Das Abenteuer als Ausbruch aus der bürgerlichen Ordnung", S. 134–148).

2 [Anonym:] *Allgemeine Literatur-Zeitung,* Nr. 66, März 1826, Sp. 541–542, Zitat Sp. 541. Die kurze Rezension schließt: „Uebrigens erzählt der Vf. nicht ohne Lebhaftigkeit, und weiß durch

raschen Wechsel der Scenen die Aufmerksamkeit zu spannen. Ein besserer Stoff würde ihm ohne Zweifel auch in der Darstellung besser gelungen seyn."

3 Greiner [Anm. 1], S. 125.

4 Vgl. zu den Carbonari und der Revolution in Neapel: Eugen Lennhoff: *Politische Geheimbünde im Völkergeschehen,* Berlin u.a. ²1932 (bes. Kap. „Die Carbonari", S. 111–192).

5 Vgl. dazu ausführlicher Hartmut Steinecke: *Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann. Entwicklungen und Probleme der „demokratischen Kunstform" in Deutschland.* München 1987 (bes. Kap. „Roman und Demokratie. Eine exemplarische Diskussion über Probleme des Gesellschaftsromans in Deutschland", S. 21–52).

6 *Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch.* Begründet von Wilhelm Kosch. 3. Aufl., Bd. 4, Bern, München 1972, Sp. 481.

7 *Kampf und Rettung. Rittergeschichte aus den Zeiten der Befreiung der Schweiz,* Braunschweig: Meyer 1823; *Abenteuer und Schicksale des Pudels Cäsario, von ihm selbst erzählt, und nebst zwei anderen Erzählungen,* Leipzig: Hartknoch 1825; *Die Altenburger und Rotenburger. – Das Wahrzeichen von Brandenburg oder die Raubschlucht im Rauling. – Nachtstücke aus Deutschlands Vorzeit,* Leipzig: Hartknoch 1831.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaι
nahme

Ernst, Theodor:

Verrath und Rache oder: die Räuber aus de
Appenninen : ein Gemälde aus Neapels letzte
Schreckensperiode / Thomas Ernst. - Nachd
der Erstausg. Leipzig, Hartknoch, 1824 / mi
einem Nachw. von Hartmut Steinecke. - Stutt
gart ; Zürich : Belser, 1991
(Edition Corvey) (Seltene und wertvolle Werke
aus der Fürstlichen Bibliothek Corvey in Nach-
drucken)
ISBN 3-628-03009-9

Satz: Steffen Hahn, Kornwestheim
Reproduktion und Druck:
Weihert Druck, Darmstadt
Printed in Germany
ISBN 3-628-03009-9

Edition Corvey
Reprint Programm 1991

Deutschsprachige Literatur

Theodor Ernst, Verrath und Rache
Leipzig 1824. Nachwort H. Steinecke
ISBN 3-628-03009-9
August Klingemann, Faust
Leipzig und Altenburg 1815
Nachwort N. Oellers and S. Schottelius
ISBN 3-628-03011-0
Daniel Leßmann, Luise von Halling, 2 Bde.
Berlin 1827. Nachwort H. Vollmer
ISBN 3-628-03014-5
E.T.A. Hoffmann, Der goldene Topf
Bamberg 1814. Nachbemerkung H. Steinecke
ISBN 3-628-03016-1

Französischsprachige Literatur

Voltaire, Memnon. Histoire orientale
London 1747. Nachbemerkung R. Klesczewski
ISBN 3-628-03015-3

Americana

Washington Irving, The Sketch Book
of Geoffrey Crayon, Gent. 2 Bde.
London 1821. Einführung P. Freese
ISBN 3-628-03231-8

Belser Verlag
Postfach 10 05 61, Falkertstr. 73,
7000 Stuttgart 10

ISBN 3-628-03009-9